Rheinlands Wunderhorn

Sagen vom Rhein

P. O. germ
1491 d

Trog

Rheinlands Wunderhorn.

Sagen,

Geschichten und Legenden,

auch

Ränke und Schwänke

aus den alten Ritterburgen, Klöstern und Städten

der Rheinufer und des Rheingebietes,

von den Quellen bis zur Mündung des Stromes.

Dem deutschen Volke gewidmet

von

C. Trog.

Zweiter Band.

„Die Sage erfreut, erheitert, erhebt, rührt nicht allein das Volk; sondern sie ist ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Trösterin durch die Macht des Beispiels."

Essen & Leipzig.
Verlag von Alfred Silbermann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

„Jeder Nachdruck der Original-Arbeiten des Verfassers wie des andern Inhalts in der hier gegebenen Fassung wird strafrechtlich verfolgt."

Druck von Bauer & Witzler, Oberhausen.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Der tote Gast. Zschokke.	1
Die sieben Schwaben. Wolfg. Müller.	37
Das Kolmarer Wappenschild. Fr. Otte.	58
Hans Rösselmann, der wackere Schultheiß. A. Becker.	59
Der Kolmarer Schwur. C. Trog.	97
Mülhausens Wappenschild. Fr. Otte.	101
Das Lügenfeld. C. Trog.	103
Das Münster zu Thann. Ad. Stöber.	108
Der Mönch von Schwarzenburg. Aug. Stöber.	112
Der Liebe Leid. R. v. C.	115
Straßburgs Wappenschild. Aug. Stöber.	126
Kaiser Sigismund in Straßburg. C. Trog.	127
Der feurige Mann. Gustav Mühl.	132
Das Gespenst auf dem Hohensteg zu Straßburg. C. Trog.	133
Die Hexe am Katzensteg zu Straßburg. R. M. Assing.	140
Die Uhr auf dem Münster zu Straßburg. C. Trog.	142
Das Künstler-Wappen. Moritz Blankarts.	150
Die drei Wünsche. Hebel.	151
Der Wind hinter dem Münster zu Straßburg. Aug. Stöber.	152
Burg Ehrenstein. Ruinen 2c. Wien.	154
Die heilige Odilie. C. Trog.	157

Seite
Das Riesenspielzeug. A. v. Chamisso. 163
Die Dame von Schwanau. C. Trog. 165
Walther von Geroldseck. L. Moris. 170
Der Graf im Pflug. Albert Richter 177
Der Wolkenbruch in Türkheim. Hebel. 195
Der Gang nach dem Eisenhammer. Schiller. . . 196
Der Kellermeister auf Arnsburg. C. Trog. . . . 204
Der närrische Fiedler. A. Schreiber 208
Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter abermals einen Streich spielen. Hebel. . 229
Der tote Zeuge. C. Trog. 231

Bei Bearbeitung dieses Bandes wurden benutzt: Zschokke, Sagen und Dichtungen. — Rhein-Sagenbuch von Wolfg. Müller. — Aug. Stöber, oberrh. Sagenbuch. — Haus-Chronik, München 2c. — Ruinen 2c. Wien. — Gedichte von Moritz Blankarts, Stuttgart bei Greiner. — J. P. Hebels Werke. — Albert Richters deutsche Sagen, Leipz., Brandstetter. — Al. Schreibers Rheinsagen. — K. Geib, Rheinsagen 2c.

Freunden alter Historien werden diese Quellenschriften zum weiteren Nachlesen bestens empfohlen.

C. Trog.

Der tote Gast.

„Das ist der Fluch, der auf dem Menschen ruht,
Daß er den Frieden nimmer kann ertragen,
Daß die Begier nach fernem, fremdem Gut
Vom Ruhepfühl ihn scheucht zum blinden Wagen."

Kurfürst Friedrich von der Pfalz hatte sich die Krone des Königreiches Böhmen auf das Haupt gesetzt. Der Kaiser Ferdinand II. aber und der Kurfürst von Baiern brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große entscheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag wurde geliefert. Der Kurfürst Friedrich verlor die Schlacht und die Krone, und da er den Thron nur wenige Monate besessen hatte, wurde er schlechthin der Winterkönig genannt. Man wußte, daß er mit geringem Gefolge aus Prag entflohen sei.

Das wußte man auch in Herbesheim, und die Anhänger Ferdinands II. freuten sich darüber damals gerade so, als eine spätere Generation über die Niederlage und Flucht Napoleons.

Drei bildhübsche Jungfrauen saßen einst in Herbesheim, vom Winterkönig plaudernd, beisammen. Sie waren alle drei gute Freundinnen und alle drei hatten einen Bräutigam, das heißt, je einen besonders für sich, weil sie sonst nicht Freundinnen gewesen wären. Die eine hieß Veronika, die andere Franziska, die dritte Jakobea.

„Man sollte den Winterkönig nicht aus Deutschland entwischen lassen!“ sagte Veronika.

„Ja,“ rief Franziska, „wer den totschlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiser zu erwarten.“

„Ich wollte,“ fiel Jakobea ein, „er käme in unsere Stadt, o ich wollt’ es! Er müßte durch die Hand meines Liebsten sterben. Mein Liebster bekäme wenigstens eine Grafschaft zum Lohn.“

„Es ist die Frage,“ sagte Veronika, „ob Dich Dein Liebster zur Gräfin machen möchte; denn er hat kaum Herz genug zu solcher Heldenthat. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen und den Winterkönig zu Boden schlagen. Und die Grafschaft wäre Dir vor der Nase weg erobert.“

„Macht Euch beide nicht so breit!“ sagte Franziska: „Mein Liebster ist doch der Stärkste von allen. Ist er nicht schon im Kriege gewesen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem Throne niederzuhauen, er ginge. Freuet Euch auf die Grafschaft nicht zu sehr.“

Indem die Jungfrauen noch um die Grafschaft stritten, entstand ein heftiges Getrappel jagender Rosse auf der Straße vom Thor her. Flugs eilten alle drei Mädchen zum Fenster. Es war aber ein schreckliches Wetter draußen; der Regen schoß in Strömen auf die Gassen von allen Dächern und Rinnen. Der Sturmwind sauste und trieb die Fluten des Regens gegen Häuser und Fenster.

„Daß sich's Gott erbarm!“ rief Jakobea: „Wer bei solchem Wetter noch unterwegs ist, der reiset gewiß nicht aus Lust.

„Den treibt die wilde Not!“ sagte Veronika.

„Oder das böse Gewissen!“ setzte Franziska hinzu.

Gegenüber, vor dem Wirtshaus zum Lindwurm, hielten dreizehn Herren zu Pferde still und stiegen eilfertig ab. Zwölf blieben bei den Rossen, der dreizehnte in weißen Kleidern ging in das Haus des Wirtes. Bald kam der Wirt mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall, die Herren ins Wirtshaus geführt. Trotz des Regens lief das Volk in der Gasse zusammen, die fremden Reiter und Pferde zu sehen. Das schönste Roß gehörte dem weißen Herrn; es war ein Schimmel mit prächtigem Geschirr.

„Wenn das der Winterkönig wäre!“ riefen die drei Jungfrauen, wie sie sich von den Fenstern abwandten, im ersten Augenblicke, und bedenklich mit großen Augen anstarrend.

Da polterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen. „Wisset Ihr schon,“ rief der eine, „der flüchtige Winterkönig ist in unsern Stadtmauern.“

„Da wäre ein Fang zu machen!“ sagte der zweite.

„Die Angst liegt dem langen, hagern Weißrock im Angesicht!“ rief der dritte.

Ein froher Schauer überfloß die Mädchen. Sie starrten sich wieder mit großen, forschenden

Augen an. Es war, als redeten sie mit den starren Blicken zusammen, als verständen sie einander. Plötzlich reichten sie einander die Hände und sagten: „Ja, es gilt! es gilt! Alle drei miteinander und ungeteilt.“ Dann ließen sie die Hände los und jede drehte sich hin zu ihrem Bräutigam.

Veronika sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig lebendig aus unsern Stadtmauern ziehen, so will ich lieber des Winterkönigs Metze, als meines Liebsten ehelich Gemahl sein. So wahr mir Gott helfe mit seinen Heiligen.“

Franziska sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig diese Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebsten küssen, und mein Liebster soll ewig die Hochzeit umsonst erwarten. So wahr mir Gott mit seinen Heiligen helfe.“

Jakobea sprach zu dem ihrigen: „Der Schlüssel zu meinem Brautkämmerlein ist nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebste mein nicht purpurrot sein Kriegsschwert vom Blute des Winterkönigs.“

Die drei Bräutigame erschraken; doch sammelten sie ihre Geister bald wieder, indem sie die schönen Jungfrauen liebreizender, denn jemals, vor sich stehen und der Antwort gewärtig sahen. Keiner wollte zurückbleiben; jeder der erste sein, die Inbrunst seiner Liebe durch ein Heldenstück zu beurkunden. Also verhießen sie, der Winterkönig solle die Sonne nicht wieder sehen.

Sie beurlaubten sich von den Bräuten, die nun frohlockend beisammen saßen und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Mut und Zärtlichkeit, und zuletzt von der Grafschaft plauderten, wie sie dieselbe unter sich teilen wollten. Die drei jungen Männer aber beredeten sich, gingen alsbald ins Wirtshaus zum Lindwurm, forderten einen Trunk, forschten gesprächig dem Fremden nach, und wer der König sein möge, und wo er schlafe, und ob er ein schönes Zimmer habe. Sie kannten aber alle jeden Winkel des Hauses wohl. Und sie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesanbruch ritten eilfertig zwölf der fremden Gäste fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag tot im Blute schwimmend auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte sagen, wer er sei; doch versicherte der Wirt, der König sei es nicht. Und er hatte recht; denn der König entkam, wie bekannt, glücklich nach Holland und lebte noch manches Jahr. — Der tote Gast wurde noch desselben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde zu den Gebeinen anderer Christen, sondern auf einem abgesonderten Platze ohne Sang und Klang.

Ängstlich warteten indessen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebsten, um ihnen süßen Lohn zu zahlen. Aber sie kamen nicht. Sie schickten wohl nach ihnen aus in allen Gassen und Häusern; aber es hatte sie niemand mehr seit der Mitternachtsstunde gesehen. Selbst der Wirt und dessen Frau, Mägde und Knechte wuß-

ten nicht zu sagen, wohin sie gegangen und was aus ihnen geworden.

Da härmten sich die armen Mädchen bitterlich, und sie weinten Tag und Nacht und bereueten den frevelvollen Befehl, welchen sie so treuen und schönen Männern gegeben.

Am meisten jammerte heimlich die schöne Jakobea, denn sie hatte zuerst den gefährlichen Anschlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Gespielinnen laut gethan. Zwei Tage waren seit jener Unglücksnacht verflossen, der dritte fast verflossen. Noch wußten die Bräute, noch die bekümmerten Eltern nichts über das Schicksal der Jünglinge.

Da ward an Jakobeas Thüre gepocht, und es trat ein fremder, vornehmer Mann herein und fragte nach dem Mägdlein, das weinend neben dem Vater und der Mutter saß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jüngling empfangen und zu bestellen versprochen hatte. O, wie freudig erschrak Jakobea! Das Briefchen kam vom Geliebten.

Es war aber fast dunkel. Die Mutter eilte und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu lesen und den Fremden besser zu sehen. Es war ein Mann bei dreißig Jahre alt, von hoher, magerer Gestalt, ganz schwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit mit großem, von schwarzen Federn umwehten Hut, schwarzem Wams mit weit überliegendem Spitzenkragen auf den Achseln, schwarzen Unterkleidern und weiten Stiefeln; an

der Seite ein Schwert, dessen Griff mit Gold und Perlen und blitzenden Steinen ausgelegt war. Funkelnde Edelsteine sah man mit allerlei Licht von seinen Fingerringen strahlen. Doch sein Angesicht, zwar regelmäßig und edel, war, trotz dem Feuer seines Blicks, blaß und erdfarben, und der schwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er setzte sich und der Vater las bei der Lampe den Brief. Er lautete:

„Wir haben den Unrechten getroffen! drum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüssel zum Brautkämmerlein verloren. Ich zieh' in den Krieg gen Böhmenland, und suche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebsten ein pur=purrotes Schwert. Tröste Dich, wie ich mich. Da send' ich Dir den Ring zurück." Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jakobea solches vorlesen hörte, ward sie schier ohnmächtig, und sie weinte und fluchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter trösteten das arme Kind, und der Fremde redete viele hold=selige Worte: „Hätt' ich gewußt, daß der Schalks=knecht mich zum Überbringer solcher Verzweiflung machte, so wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannissegen mit meinem guten Schwert erteilt. Trocknet Eure schönen Augen, holdes Fräulein; eine einzige Thränenperle, die über Eure rosenroten Wangen rinnt, ist genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöschen."

Aber Jakobea konnte nicht aufhören zu wei=nen. Der Graf entfernte sich endlich und bat

um Erlaubnis, die schöne Leidende am folgenden Morgen noch einmal besuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit Jakobea allein war, sprach er: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr seid mir wohl ein Lächeln schuldig, daß meine von Schlaflosigkeit blassen Wangen wieder Röte gewinnen."

„Wie kann ich lächeln?" sagte Jakobea: „Hat nicht der Ungetreue mir den Ring gesandt, das Herz umgewandt?"

Der Graf nahm den Ring und warf ihn zum Fenster hinaus: „Weg mit dem Ring!" rief er: „Wie gern ersetzt ich ihn mit einem schönern!" und er legte den prächtigsten Reif von seinen Fingern vor ihr auf den Tisch: „wie gern mit allen diesen Ringen, und an jedwedem hängt eine reiche Herrschaft!"

Jakobea errötete. Sie schob den prächtigen Ring zurück. „Seid nicht so grausam," sprach der Graf: „denn nun ich Euch einmal gesehen, kann ich Euch nimmer vergessen. Hat Euch Euer Liebster verschmäht, verschmäht ihn wieder. Das ist süße Rache. Mein Herz und meine Grafschaft liegen zu Euren Füßen."

Zwar Jakobea mochte nicht davon hören: aber doch fand sie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache recht, und der Treulose müsse vergessen sein. Sie sprachen noch vieles miteinander. Der Graf redete sehr bescheiden und ein-

nehmend; nur war er nicht so schön, wie der verlorne Bräutigam, sein Gesicht auch gar zu bleich und erdfarben. Doch wenn er anmutig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da alles seine Zeit hat, so hörte auch Jakobea auf zu weinen, und sie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anwesenheit des reichen Herrn in Herbesheim war bald in der ganzen Stadt ruchbar, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerschaft und machte viel Aufwand. Auch daß er Jakobea einen Brief von dem verschwundenen Bräutigam gebracht, erfuhr bald jeder. Als dies Veronika und Franziska hörten, eilten sie zu ihrer Freundin und fragten: ob der vornehme Graf nichts von den übrigen beiden gewußt habe, und baten, danach zu forschen.

Solches that auch Jakobea; und da der Graf sagte, er wolle die leidtragenden Freundinnen selbst aufsuchen, um nach den Beschreibungen zu urteilen, wer ihre Liebsten wären, dankte ihm das Mägdlein sehr. Auch that sie ihm schon gütiger, denn sie hatte nachts bei sich selber mancherlei überlegt, und den kostbaren Ring viel betrachtet und gedacht: „Da darf ich ja nur die Hand ausstrecken und die Grafschaft nehmen, ohne sie mit Veronika und Franziska teilen zu müssen. So hat mir doch die That des Ungetreuen zur Grafschaft geholfen.“ Und sie zeigte den Eltern das Juwel, welches der Herr hatte auf dem Tische liegen lassen, und von seinen ehr-

baren Anträgen erzählte sie alles, und von seinen weitläufigen Herrschaften, was sie wußte. Die Eltern staunten sehr, und wollten lange nicht daran glauben. Wie aber der Graf wieder kam und die Eltern geziemend bat, ihrer Jungfrau Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagsschmuck verehren zu dürfen, und wie er aus kostbarem Kästlein ein Diamantenkreuz an siebenfacher Perlenschnur zog, bekamen sie den Glauben. Da beredeten sich Vater und Mutter, und sprachen: „Der Eidam steht uns wohl an, den müssen wir fahen."

Nun redeten sie ihrer Tochter viel zu, ließen sie auch viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein, und bewirteten ihn mit Leckerbissen und edlen Weinen, oft noch spät in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die Eltern erfreuten sich seiner schönen Geschenke. Jakobea freute sich im Geiste, als Gräfin von Gräbern den Neid und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungestüm des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieser aber war doch ein böser Vogel. Denn als er zu Veronika kam, fand er sie noch schöner, als die schöne Jakobea; und wie er endlich die blondlockige Franziska sah, däuchten ihm die andern fast häßlich. Er sagte aber der blondlockigen Franziska und der rabenlockigen Veronika, einer jeden insbesondere, von ihren Liebsten fast die gleiche Geschichte. Er habe unterwegs die drei Junggesellen in einer Herberge gefunden,

mit zwei jungen Mädchen gar ausgelassen scherzend, bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als sie von ihm im Gespräch vernommen, er werde auf seiner Reise durch das Städtlein Herbesheim ziehen, habe der eine an Jakobea den Brief geschrieben und ihn gebeten, solchen mitzunehmen. Die andern aber hätten gespottet und gesagt: „Wir haben wohl hier bei lustigen Mädeln Besseres zu thun, als Briefe zu schreiben, wollt Ihr Euch für uns beschweren, so saget ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir schicken ihnen statt des Briefes den Brautring zurück. Sie sollen sich durch den Mann trösten lassen, dem er besser als ihnen, an den Finger passe."

Schon bei Veronika behauptete der Graf, der Ring passe ihm vortrefflich, aber bei Franziska fand er, der Ring wäre wie ausschließlich für ihn gemacht. Und er tröstete jede gar beredt, und fragte sie: ob ein Bräutigam solche Thränen verdiene, der sein Liebchen so schnöde verlassen und, an der Seite einer leichtfertigen Buhlerin, Ring und Herz wegwerfen könne? Und er spielte seine Rolle bei jeder so gut, wie bei Jakobea, und wußte zuletzt jede zu trösten; jeder machte er Geschenke. Jeder bot er sein Herz und die Grafschaft, und jede gewöhnte sich bald an sein blasses Gesicht.

Die drei Freundinnen aber machten sich gegenseitig aus ihrem Umgang mit dem Grafen und

aus ihren Entwürfen ein Geheimnis; denn eine fürchtete die andere, daß sie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie besuchten sich nicht mehr wie sonst, und ärgerten sich sehr, wenn sie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntschaft der andern unterhalte. Eine auf die andere eifersüchtig, wollte es den übrigen zuvorthun, ließ sich anfangs Liebkosungen gefallen, und erwiderte endlich dieselben, um den Anbeter enger zu fesseln.

Niemand freute sich dieser Eifersucht mehr, als der böse Graf. Denn vermittelst derselben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vorteile über die drei Schönen. Zwar beteuerte er jeder, bei allem, was heilig im Himmel ist, daß er die übrigen häßlich und albern fände; aber doch müsse er sie von Zeit zu Zeit, Höflichkeit willen, noch besuchen. Auch diese Ausrede half ihm zuletzt nicht mehr. Wie aber jede nun von ihm als Beweis wahrer Liebe begehrte, er müsse die andern beiden gänzlich meiden, stellte er sich sehr betroffen. Und er machte eine Gegenbedingung: förmliche Verlobung und Ringwechsel in Gegenwart der Eltern, und nach diesem eine stille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungestört von der Hochzeit, von der Reise und von den Einrichtungen im gräflichen Palast kosen könnten. — Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kusse besiegelt. Aber im Küssen sagte jede: „Liebster Graf, wie seid Ihr doch so bleich? Leget das schwarze Gewand ab, es macht

Euch noch bläſſer.“ Dann antwortete er immer: „Ich trage ſchwarz, um ein Gelübde zu erfüllen. Am Hochzeitstage erſcheine ich rot und weiß, wie, Herzallerliebſte, Deine Wangen.“

Alſo hielt der Graf Verlobung mit jeder. Das geſchah am gleichen Tage. Dann ſchlich er im Finſtern zu jeder ins Schlafkämmerlein. Das geſchah in der gleichen Nacht. — Als des andern Morgens die Mädchen zu lange ſchliefen, gingen die Eltern, ſie zu wecken. Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette, und den Hals umgedreht, das Geſicht im Nacken.

Zetergeſchrei fuhr aus den drei Häuſern über die Gaſſen. Alles Volk rannte erſchrocken zuſammen. Mord! Mord! ward geſchrien; und weil der Verdacht auf den Grafen von Grä=bern fiel, ſammelten ſich die Menſchen vor dem Wirtshauſe zum Lindwurm, und die Stadtweibel und Hatſchiere drangen hinein. Da wehklagte im Hauſe der Wirt, ſein Gaſt ſei verſchwunden mit allen ſeinen Knechten, und niemand habe ihn ſehen fortwandern. Alles Gepäck, deſſen ſo viel geweſen, ſei davon, und habe es doch niemand von hinnen getragen; aus dem wohlverſchloſſenen Stalle ſeien die vielen prächtigen Roſſe entkommen, und keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe von ihnen gehört.

Da erſchrak alle Welt, und jeder ſchlug ein Kreuz und ſegnete ſich, wer an den Häuſern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Drinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte

jedem vorkommen, daß die reichen Geschenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf schon gegeben, die Perlenschnüre, Steinringe und Diamantenkreuze nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen zum Thor hinaus nachwandelte, in schwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebaldskirche niedergesetzt worden waren, und das Gebet verrichtet worden war, sah man einen langen Mann aus dem Gefolge hinweggehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und wie man ihm nachsah, wunderte sich jeder, wie er, obgleich er vorher schwarz gekleidet gewesen, allmälig ganz weiß ward. Und es erschienen drei rote Flecken auf dem weißen Wams, und das Blut träufelte sichtbar über die Schöße des Wamses herunter. Und der lange bleiche Mann ging zum Grabe des, im Gefolge des Winterkönigs gemordeten Herrn.

„Jesus Maria!“ schrie der Wirt vom Lindwurm: „das ist der tote Gast, den wir vor einundzwanzig Tagen dort einscharren ließen!“

Entsetzen ergriff die auf dem Kirchhofe waren, und alle liefen mit Grausen davon, und die Schuhhaken wurden ihnen unter den Füßen lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte blieben die Särge unbeerdigt stehen neben den offenen Gräbern.

Als die Obrigkeit endlich befahl, sie einzusenken, und die Eltern viel Geld an herzhafte Män-

ner boten, das letzte Liebeswerk zu leisten, verwunderten sich die Männer gar sehr. Denn wie sie die Särge aufhoben, fanden sie dieselben so leicht, als wenn sie leer wären und doch sah man noch die Deckel fest vernagelt. Einer faßte Mut, holte Stemmeisen und Hammer, und ein anderer mußte den Herrn Pfarrer und Kaplan rufen. Wie die Särge geöffnet wurden, fand man dieselben ganz leer, und auch kein Totenkissen, kein Leintuch, keinen Strohhalm darin. Also wurden die leeren Särge vergraben.

Das Beckersche Gut vor der Stadt gehörte ehemals einer freiherrlichen Familie von Roren, die es aber schon seit hundert Jahren nicht mehr bewohnte, sondern in Pacht gab, bis es in den Kriegsunruhen an den Herrn Hofrat Becker kaufsweise kam. Der letzte Baron, welcher dies Gut, zu dem noch ein großer Teil unserer Staatswaldungen gehörte, mit seiner Familie zuweilen selbst bewohnte, war ein ungeheurer Verschwender. Er zog freilich nur hierher, wenn er nach seinem Aufwand, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte sammeln wollte. Allein selbst seine ökonomischen Erholungszeiten auf dem prächtigen Edelsitze waren meistens nur Fortsetzungen der gewohnten Lustbarkeiten in verjüngtem Maßstabe. Noch jetzt sehen wir da die Spuren der alten Größe und Pracht an den weitläufigen Ruinen des ehemaligen Schlosses und der Nebengebäude, die längst ein Raub der Flammen ge-

worden sind, und an deren Seite sich jetzt das schöne Landhaus erhebt, welches der Hofrat Becker zu seiner Zeit aufführen ließ. Weit umher, wo jetzt der Pflug geht, war ehemals alles Garten.

Als der Baron das letzte Mal zu seinem Edelsitz kam, war es zu ganz ungewöhnlicher Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Gesellschaft, nämlich spät im Herbst und mit fünfzehn bis zwanzig jungen Edelleuten und deren Dienerschaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Vivienne, eines reichen und liebenswürdigen Wildfanges, der die deutschen Höfe mit Aufträgen des Kardinals Dubois bereiset hatte. Dubois war der allmächtige Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und Vivienne sein besonderer Günstling.

Man kann sich denken, der Baron von Roren ließ es an nichts fehlen, seinem Gaste den Aufenthalt im ländlichen Palaste neben einer kleinen Stadt so angenehm als möglich zu machen. Die Freuden der Tafel, die Freuden der Jagd in den benachbarten Forsten, die Freuden des Hazardspiels um aufgeschichtete Goldsummen, wechselten mit Lustreisen, mit Aufführung kleiner französischer Schauspiele u. s. w. unabläßig ab. Graf Altenkreuz, ein junger, reicher Lebenslustiger, der Sohn einer der vornehmsten Familien am Niederrhein, machte in dieser frohen Bande, trotz seines bleifarbenen Gesichts, den Freudenmeister. Er war ein Erzspieler, kannte das Treiben aller damaligen Höfe, und hatte an allen die kostbare

Kunst gelernt, die Tage im möglichsten Wechsel der Lustbarkeiten zu verjubeln. Nichts kam darin seinem erfinderischen Witze gleich. Der Baron von Roren hatte erst kurz vorher, ehe er nach Herbesheim ging, seine Bekanntschaft gemacht, und ihn als einen wahren Schatz mitgenommen, vermutlich wohl auch deswegen, weil Altenkreuz gern und hoch spielte, aber nicht immer glücklich. So war von dem Grafen zur Herstellung seiner zerrütteten Finanzen mancher schöne Beitrag zu hoffen.

Eben dieser junge, bleiche Wüstling war es auch, der, wie die Adventstage anrückten, auf den Einfall geriet, man müsse einmal Maskenbälle geben, und zwar also, daß sich jeder seine Schöne dazu aus der Nachbarschaft oder aus der Stadt, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, wählen könne. Denn in der That fehlte es den Gesellschaften und Festen der Herren an Frauenzimmern. Die junge Baronesse Roren und einige ihrer Freundinnen verloren sich zu sehr in der zahlreichen Menge der Herren. „Wozu denn, wenn man Freuden sucht, nach dem Stammbaum schauen?“ sagte Altenkreuz: „Die Schönheit ist jedem Stande, selbst den Königinnen, ebenbürtig, und unter den Grisetten zählt man Schönheiten, die auch kein Hof verschmäht.“

Alles klatschte Beifall, wenn schon die Fräulein ein wenig die Nase rümpften. Nun wurden Putzmacher und Schneider des Städtchens in Bewegung gesetzt, sogar aus andern Städten ver-

schrieben, um Maskentrachten von aller Art zu bereiten. Der Vicomte de Vivienne wollte auch hier an Geschmack vor allen sich auszeichnen; und Altenkreuz auch hier, wie immer, den Franzosen überglänzen. Dieser suchte sich in Herbesheim den geschicktesten Schneider und das hübscheste Mädchen, um es zum Ball zu führen. Beides fand er unter einerlei Dach beisammen. Meister Vogel war der beste Schneider, welcher sogleich die Vorzeichnungen des Grafen verstand, und seine Tochter Henriette in der ersten Blüte ihrer Reize, die den Grafen mehr als sie sollten, bezauberten.

Der Graf fehlte nur selten im Hause des Meisters. Er hatte beständig nachzusehen, damit nichts verdorben wurde. Besonders hatte er der fleißigen Henriette bei ihrer Arbeit viel zu erinnern. Auch ein paar köstliche weibliche Anzüge ließ er verfertigen für den Maskenball, die mußte Henriette nicht nur nähen, sondern der Vater ihr auch nach ihrem eigen Körper anmessen, weil der Graf sagte, daß ein Fräulein von einem benachbarten Edelsitze, welches er zum Ball führen würde, vollkommen Henriettens schlanke Gestalt habe. Dabei war er sehr freigebig; bloß die kleinen Geschenke, die er machte, waren zuletzt so viel wert, als der wirklich bedungene Arbeitslohn. Daß Henriette die ausgewähltesten Geschenke bekam, verstand sich von selbst, und daß er ihr, wenn er sie allein traf, viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit sagte, ja zuletzt gar

von Liebe sprach, war bei seiner Leidenschaft vorauszusehen. Henriette mochte nun freilich von diesen Zärtlichkeiten nichts hören, denn sie war ein ehrbares Mädchen, und überdies schon mit einem Gesellen ihres Vaters versprochen; aber sie hörte doch auch die Süßigkeiten eines so vornehmen und gütigen Herrn nicht mit Überdruß, denn ein Mädchen kann selten auf den böse werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — schon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz sehr düster und verstimmt in Meister Vogels Haus. Er bat den Meister, ein Wort mit ihm allein zu reden, und sie entfernten sich.

„Meister," sagte er, „ich bin in schwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wollet, könnet mir aus der Not helfen, und ich will es Euch besser lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweiset, als wenn Ihr mir das ganze Jahr Ballkleider nähtet."

„Ich bin Ew. Gnaden allezeit gehorsamer Diener!" versetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

„Denkt nur, Meister," sagte Altenkreuz ferner, „mein Fräulein, das ich zum Tanz führen sollte, ist krank geworden und läßt mir absagen. Alle anderen Herren haben ihre Tänzerinnen, und, Ihr wißt es, meistens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun steh' ich da, ohne meine andere Hälfte. Ich könnte sie wohl noch in den Familien der Ratsherrn und Kaufleute finden: aber welcher passen die Ballkleider? Ihr seht, Meister,

ich muß Euch schlechterdings um Eure Tochter bitten. Ihr selbst habt ihr ja die Anzüge auf den Leib gemessen. Ihr müßt sie bitten."

Der Schneider stutzte anfangs. So viel Ehre hatte er nicht erwarten können. Er verbeugte sich vielmals und konnte kein Wort hervorbringen.

„Henriette soll es nicht bereuen," fuhr Altenkreuz fort: „die Kleider, in denen sie tanzt, bleiben ihr Eigentum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Gesellschaft noch nötig sein mag, um würdig zu erscheinen, mit Freuden anschaffen."

„Ew. Gnaden sind allzugütig!" rief Meister Vogel: „Ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne Selbstlob sagen, das Mädchen tanzt vortrefflich. Sie sollten sie nur an der Hochzeit meines Nachbars, des Zinngießers, gesehen haben. Ich bin starr und steif geworden, wie ich das Mädchen so tanzen sah. Es hat nichts zu sagen. Bleiben Ew. Gnaden nur im Zimmer hier. Ich will das Mädchen her schicken. Tragen's Ew. Gnaden vor, und an mir soll's nicht fehlen."

„Aber, Meister," versetzte Altenkreuz, „Henriettens Bräutigam ist vielleicht eifersüchtig, woran er sehr unrecht hätte. Ihr müsset ihm ein gutes Wort geben."

„O!" rief Meister Vogel: „der Lümmel darf mir nicht mucksen."

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette errötend ins Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen. Er sagte ihr seine

Wünsche, seine Verlegenheit, und daß er sie bäte, auf seine Kosten alles anzuschaffen, was sie für unentbehrlich halte, um gleich dem geschmücktesten Fräulein zu erscheinen. Sie errötete von neuem, besonders als er ihr zuflüsterte, sie werde die erste Schönheit des Balles sein, und als er ihr ein paar der prächtigsten Ohrringe überreichte.

Das war für ein schwaches eitles Mädchen fast zu viel. Henriette dachte sich in einem flüchtigen Augenblicke die Pracht des Festes, sich darin glänzend und bewundert, vom Kopfe bis zu Fuße dem ersten Fräulein gleich gekleidet . . . aber sie blieb verlegen und stammelte von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkreuz beruhigte sie über diesen Punkt. Und da sie nun nicht anstand, seine Einladung dankend anzunehmen, schloß er sie entzückt in seine Arme und sagte: „Henriette, was soll ich's Dir leugnen? Du, und kein anderes Fräulein warst vom ersten Augenblicke an meine Auserwählte. Dich hatte ich schon ersehen als Dein Vater Dir den Maskenanzug auf Deinen schönen Leib maß. Nur zur Tänzerin wählte ich Dich damals. Ach, Henriette, ich möchte Dich zu mehr wählen; denn ich bete Dich an. Du bist nicht so wunderschön geschaffen, um das Eheweib eines rohen armen Schneidergesellen zu sein. Du bist zu Höherm bestimmt. Verstehst Du mich, willst Du mich verstehen?"

Sie antwortete nicht, zog sich aus seinen Armen und versprach nur, seine Tänzerin zu wer-

den, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsstube zurück. Hier lispelte Altenkreuz dem Meister ins Ohr: „Sie ist es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nötige angeschafft werde, um anständig zu kommen. Hier nehmet dies zur Bestreitung der Auslagen.“ Und er drückte dem Alten eine Rolle Goldstücke in die Hand und ging.

Jetzt aber gab es stürmische Auftritte im Hause des Schneiders; denn Christian, der Geselle, Henriettens Verlobter, ward fast toll, als er vernahm, wovon die Rede sei. Weder die tausend Liebkosungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine schlaflose Nacht. Sie war dem Christian in vollem Ernste gut; aber sie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenball unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarschaft, im höchsten Schmuck, wie sie ihn in ihrem Leben nicht getragen hatte, Bewunderung zu ernten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja, sie konnte nicht anders, als glauben, er liebe sie nicht wahrhaft, weil er ihr eine solche Freude, die an sich höchst unschuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Christian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr so erschrecklich; aber doch wiederholte er immer drohend und warnend sein: „Und Du gehst nicht zum Ball!“

dem Henriette gewöhnlich eben so mürrisch entgegensetzte: „Und ich gehe doch!“ worauf der Vater hinzuzusetzen pflegte: „Und sie soll gehen Dir zum Trotz, ich befehle es.“ Tanzschuhe, Seidenstrümpfe, feine Schnupftücher, Spitzen u. s. w. alles aufs kostbarste wurde angekauft.

Wie aber der Balltag kam und aus der Sache ernst ward, schnürte Christian sein Bündel und trat vollkommen reisefertig herein und sprach: „Gehst Du, so geh' ich auch, und wir sind auf ewig geschiedene Leute.“ — Henriette erblaßte. Der Alte, der schon vorher heftig mit Christian gezankt hatte, sprach: „Packe Dich, wenn Du willst. Ich will doch sehen, wer von uns hier Meister ist! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal besser, als Du bist.“ — Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen seines Herrn abgab. Sie enthielt, sagte er, noch einige Kleinigkeiten zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein kostbarer Schleier; es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Korallenschnur zum Halsbande; es waren zwei Brillantringe. Henriette sah seitwärts nach den Herrlichkeiten, die ihr Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten noch sonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwischen Eitelkeit und Liebe.

„Und Du gehst nicht auf den Ball!“ rief Christian.

„Und ich gehe!“ sagte Henriette mit stolzer Entschlossenheit: „Du bist nicht wert, daß ich so viel um Dich weine, — Du bist nicht wert, daß ich Dich so lieb habe; — denn nun sehe ich deutlich, daß Du mir so viele Freude und Ehre nicht gönnest, und mir nie gut gewesen bist.“

„Meinethalben!“ sagte Christian: „So geh'! Du brichst ein treues Herz.“ Er warf ihr den von ihr empfangenen Ring vor die Füße, und ging und kam nicht wieder.

Henriette schluchzte laut, wollte ihn zurückrufen; allein der Vater tröstete sie. Der Abend kam. Sie kleidete sich zum Ball an. Die Zerstreuungen des Putzes machten sie bald des davongelaufenen Liebhabers vergessen. Ein Wagen rollte vor das Haus, Altenkreuz kam sie abzuholen. Man fuhr davon. „Ach, Henriette!“ sagte er im Wagen: „Du bist unendlich schöner, als ich glaubte. Du bist eine Göttin. Du bist für solchen Putz und nicht für Deinen niedrigen Stand geboren!“

Das Fest war glänzend. Altenkreuz und Henriette erschienen diesen Abend schwarz in altdeutscher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht aller Augen auf sich; denn sie übertrafen selbst die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baronin von Roren, die sich durch die bunten Reihen als Perser und Perserin bewegten.

„Der Schwarze ist kein anderer, als der Graf!“ sagte der Vicomte zu seiner Geliebten: „Wozu nur der Narr die Larve vornimmt! Er kann doch seine Stangenfigur nicht verkürzen, mit

der er eines Kopfes Länge über alle wegragt. Um sich kenntlicher zu machen, bedarf dieser Ritter von der traurigen Gestalt wahrhaftig seiner Leibfarbe nicht, in der er sich alle Tage wie ein pariser Abbé zur Schau stellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugierig bin ich, wer seine Tänzerin sei. Wahrhaftig, sie hat schönen Wuchs, und tanzt allerliebst."

„Ich wette," sagte die Baronesse, „irgend ein gemeines Ding aus der Stadt. Man sieht es der gezwungenen, ungelenken Haltung an."

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gastmahl ging, bei dem man natürlich die Masken ablegte. Da gab es beim Erblicken so vieler reizenden fremden Gesichter neue, angenehme Überraschungen. Der Vicomte konnte sich an der lieblichen Altdeutschen nicht satt schauen. Er saß bei der Tafel neben ihr, sowie Altenkreuz neben der jungen Baronin. Die beiden Herren schienen hier ganz ihre Rollen zu wechseln; so viel Artigkeiten, die fast mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte seiner freudetrunkenen Nachbarin spendete, eben so viel der Graf der Geliebten des Vicomte. Diese Vertraulichkeiten setzten sich auch nach aufgehobener Tafel fort.

„So wahr ich liebe," sagte der Vicomte zum Grafen, „ich kapere Ihnen Ihre Tänzerin, und wenn Sie mir darüber totfeind würden."

„Ich habe die Rache in Händen, lieber Vicomte," erwiderte Altenkreuz in ruhigem Tone: „Ich kapere Ihnen Ihre liebenswürdige Baronesse."

Der Vicomte, den die neue Leidenschaft und der alte Wein am Tische allzu lebhaft gemacht hatten, sagte unbesonnen genug, und ohne darauf zu achten, daß die Baronesse in der Nähe stand und es wohl hören konnte: „Ein Dutzend meiner Baronessen für die einzige Venus im altdeutschen Kostüm!“

„Vicomte,“ rief der Graf finster: „besinnen Sie sich, was Sie sagen. Wie artig immerhin meine Tänzerin sei, der erste Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königin dieses Festes, Ihrer Braut.“

„Titularkönigin! Titularkönigin! Ich halte es mit der wirklichen Macht!“ rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke wegen der Nähe der Baronin zu verstehen, daß er sich mäßigen solle: redete zuletzt entschlossener und gebot dem Vicomte, keine Beleidigung weiter, wegen der Baronin, die sich zornig entfernte, auszustoßen. So kam es zum Wortwechsel. Umsonst suchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Ärger entflammt, betrug sich immer unanständiger. Die Gäste traten zusammen. Der Graf suchte durch Schweigen größeres Aufsehen zu verhüten. Als der Vicomte aber sagte: „Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein so abgezehrter Wüstling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eifersucht habe; denn nur ohnmächtige Eifersucht spricht aus Ihnen!“ — da konnte sich auch Altenkreuz nicht mehr mäßigen.

„Vicomte!“ rief er: „Wüstling? Ich? Wer sagt das?“

„Ihr eigenes bleifarbenes Gesicht!“ lachte höhnisch der Vicomte.

„Wenn Sie keine Memme sind, Vicomte,“ sagte der Graf, so geben Sie mir Rechenschaft über Ihre Albernheit. Einer von uns wird dies Haus verlassen müssen. Sie sind ein Geck.“

Baron von Roren hatte seine Tochter in einem Nebensaale weinend angetroffen und von ihr die Ungezogenheit des Vicomte erfahren. Er suchte ihn auf. Er hörte noch die letzten Reden des Grafen. Alle Anwesenden waren gegen den Vicomte empört. Der Baron faßte zornig die Hand des Vicomte und führte ihn auf die Seite: „Sie haben meine Tochter öffentlich beschimpft; Elender, haben wir das um Sie verdient? Mir geben Sie diesen Augenblick, nicht erst morgen, Genugthuung.“ — Damit verließen beide den Tanzsaal. Während sich hier die Paare von neuem reihten, um im Tanze die gestörte Freude herzustellen, waren der Baron und der Vicomte in einen erleuchteten einsamen Nebensaal getreten. Ihnen auf dem Fuße aber war der Graf gefolgt. Er brachte zwei Degen und bot einen dem Vicomte dar, indem er sich zugleich an den Baron wandte und sagte: „Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Ehre der göttlichen Baronesse und meine eigene an diesem Nichtswürdigen räche.“

Der Vicomte rief wütend: „Nun denn, Du Aschengesicht, zieh’!“ Und damit zog er den De-

gen, schleuderte die Scheide weg und fiel den Grafen an. Dieser verteidigte sich mit vieler Kaltblütigkeit. Es währte der Zweikampf keine drei Minuten, da ward dem Vicomte der Degen mit gewaltiger Macht aus der Hand geschleudert, daß die Klinge weit weg in einen großen Wandspiegel flog, der in tausend Stückchen zersplitterte.

„Erbärmlicher Mensch!“ rief der Graf: „Dein Leben ist in meiner Macht. Ich möchte mich nicht mit Deinem verächtlichen Blute besudeln. Fort aus dieser Atmosphäre und erscheine mir nicht wieder.“ Damit gab er dem Vicomte einen flachen Hieb über den Rücken und warf ihn mit Riesenstärke zur Tür hinaus.

Noch in derselben Nacht verließ der Vicomte de Vivienne mit seiner ganzen Dienerschaft das Schloß.

Wie schwer gekränkt auch die junge Baronin durch die Unanständigkeit des Vicomte gewesen, hatte sie doch in der Ehre, daß man ihretwillen die Degen gezogen, volle Entschädigung gefunden. Zwar hatte sie den Vicomte eigentlich nicht geliebt; aber jetzt haßte sie ihn; — hingegen der Graf, der ihr vorher zu häßlich gewesen, schien ihr nun viel Angenehmes zu haben. Man muß sich über die plötzliche Verwandlung eben nicht wundern. Ist es doch bekannt: Liebe macht blind. Und die Selbstliebe der Eitelkeit ist ja auch eine Liebe.

Wie sie alles Vorgefallene von ihrem Vater erfahren hatte, suchte sie den Grafen mit einer, freilich nur angenommenen Ängstlichkeit auf. Sie

wußte sehr gut, daß von beiden Seiten alles blutlos abgelaufen war.

„Aber," rief sie, „bester Graf, was haben Sie begonnen? Sie sind doch nicht verwundet? Um Gotteswillen, wie sie mich erschreckt haben!"

„Meine Gnädige, und wenn ich nun für Sie verwundet wäre, wie stolz würde ich sein! Fürchten Sie nichts; mich verwundet solch ein Geck, wie der Vicomte nicht leicht. Wollen Sie aber doch ein wenig Mitleiden mit mir haben, so haben Sie es immerhin; denn verwundet bin ich doch an gefährlicher Stelle; — in diesem Herzen — und noch dazu durch Sie. Aber dafür haben Sie kein Mitleiden."

„Tändler! Bis jetzt hat Ihnen die ganze Welt noch keinen Wundenschmerz angesehen."

„Ich schwieg und litt, und wollte gern eines der vielen Opfer Ihrer Reize sein. Ich schwieg und war glücklich, Sie mit Hinwagen meines Lebens an einem Frevler zu rächen. Ich werde schweigen, und werde dereinst mit Freuden für Sie sterben."

„Schweigen Sie!" sagte die Baronin lächelnd, und vergalt seine Worte mit einem leisen Händedruck: „Führen Sie mich lieber zum Tanz."

Sie tanzten. Beide wurden vertraulicher, da er das schwere Geständnis, das schwerste für jeden Liebenden, schüchtern ausgesprochen, und sie es nicht verworfen hatte. Als sie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch auf Ritterweise den Ehren- und

Minnesold. Den nun verweigerte die junge Baronin, ob er gleich nur in der Erlaubnis eines Kusses auf ihre glühenden Wangen bestehen sollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudenberauschter war Henriette. Sie sah sich als den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem Leben noch nicht über ihre Schönheit gesagt, wie hier von den vielen jungen Edelleuten auf dem Balle. Als der Graf sie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hause zurückführte und sie wieder zum nächsten Balle einlud, verdoppelte sich ganz natürlich ihr Entzücken. „Ach, Henriette," seufzte er, „wirst Du mich nie ein wenig lieben? Du hattest heute einen frohen Abend; willst Du nicht immer diese Abende, diese Tage, diese Nächte? Es hängt von Dir ab. Als Gräfin Altenkreuz ist Dein ganzes Leben ein fröhlicher Balltag."

Sie schwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er sie an seine Brust drückte. Sie zitterte und schwieg, und duldete den zweiten.

Des andern Tages fehlte der Graf nicht, sich nach dem Befinden der beiden Tänzerinnen zu erkundigen und bei beiden seine Bewerbungen fortzusetzen. Beiden machte er glänzende Geschenke; beider Mädchen Eitelkeit begeisterte er so, daß beide sich zuletzt einbildeten, sie liebten ihn wirklich. Die Väter, der Schneider und der Baron, wurden auf gleiche Weise von ihm geblendet. Der

Schneider glaubte sich bald reich genug, sein Handwerk aufgeben zu können, und der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und schmeicheln, denn dieser hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeschossen.

Altenkreuz hatte also leichtes Spiel, als er, um zum Ziele zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Roren um dessen Tochter anhielt. Ohne daß einer von dem andern wußte, gaben ihm beide das Jawort, wie er es endlich auch schon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Ärgste war, dieser unersättliche Verführer hatte dasselbe Spiel auch im Hause eines Beamten in der Stadt getrieben, durch seine Künste die Tochter des Hauses von ihrem Geliebten getrennt und dann dessen Stelle eingenommen. Förmlich ward die Verlobung mit allen abgeschlossen.

Der Baron feierte den Verlobungstag seiner Tochter mit Gastmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder dazu eingeladen, und Altenkreuz empfing Erlaubnis von seiner Braut, die Schneiderstochter jedoch erst abends zum Tanze abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wüteten. Sogar Blitz und Donner fanden sich mit Hagelschauern ein. Von den Dächern rasselten die Ziegel; viele Bäume stürzten gebrochen. Dessen ward man doch im Tanzsaal nicht gewahr. Hier glänzte von hundert Kerzen ein heller, war-

mer Tag; und Liebe, Wein und Spiel herrschten ungestört unter den Schrecken der empörten Außenwelt.

Die junge Baronin und Henriette schwammen in Seligkeit. Der Graf weihte sich jener mit gesteigerter Zärtlichkeit fast ausschließlich; nur selten tanzte er mit Henrietten, die sich indessen mit den Anbetungen schadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteifernd dargebracht wurden. Die junge Baronin, die in wirklich königlicher Pracht ganz in die verschwenderischen Geschenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelassener Lust, und weidete sich stolz an der neidischen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichsten Edelfräulein der ganzen Nachbarschaft mußten diesen Abend Zeuginnen ihres Reichtums sein und sie ließ mehrere empfindlich fühlen, daß sie, als Braut des reichsten Grafen von Deutschland, nicht mehr ihresgleichen kennen möchte.

Früh ermüdet verließ sie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball selbst geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte sie unvermerkt hinweg. Im Nebensaale fanden sie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge Baronin, am Arm ihres Verlobten, sagte hocherrötend: „Macht Euch lustig, ich will Euern Dienst nicht, und will mich selbst entkleiden.“ Sie ging durch den Korridor, der Graf folgte ihr ins Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Gesellschaft eben bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor.

Altenkreuz führte Henrietten zum Wagen und begleitete sie bis nach Hause. Alles schlief. Leise öffnete sie. Vergebens sträubte sie sich vor dem Hause. Der Graf hieß den Kutscher zurückfahren. Er folgte Henrietten.

Folgenden Morgens schon früh durchlief ein entsetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten tot im Bette gefunden, den Hals umgedreht. Man drängte sich zu dem Hause hin; Ärzte und Polizeibeamte eilten dahin. Die schreckliche Wehklage aus dem Trauerhause scholl weit durch den Haufen der hinzugeströmten Neugierigen. Jetzt fiel mehreren Leuten die Begebenheit ein, welche sich schon vor hundert Jahren, ebenfalls in der Adventszeit zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom toten Gaste lebte wieder auf. Todesschrecken kam über alle Familien.

Auch der Meister Vogel hörte davon. Da dachte er mit heimlichem Grausen an Henrietten; doch befremdete ihn ihr langes Schlafen nicht, da sie erst spät vom Balle zurückgekommen war. Aber wenn er des toten Gastes gedachte, wie ihn die Sage schilderte, und dann an den Grafen Altenkreuz dachte — an ihn, den großen, langen Mann, an sein bleiches Gesicht, an die schwarze Kleidung, in der er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle sich sein Haar aufwärts sträuben. Indessen er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt an das Geschwätz nie geglaubt hatte. Er machte sich selbst über seine abergläubische Einbildung Vorwürfe,

und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzstärkung gegen seine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Madeira, von des Grafen Geschenken. Zu seiner Verwunderung fehlte die Flasche; noch mehr staunte er, als er, in andern Schränken nachsuchend, alles fehlen sah, was er oder seine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatten. Er schüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl. Ihm ahnete Böses. Allein und still schlich er die Treppe hinauf zu Henriettens Kämmerlein, daß im schrecklichsten Fall kein anderer Zeuge vorhanden wäre, und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leise öffnete er die Thür. Er ging zum Bett der Tochter, und hatte doch nicht das Herz, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor seinen Sinnen — da lag sie tot, das schöne Gesicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzstrahl, stand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blassen Kopf der Verstorbenen, und legte denselben in seine natürliche Lage. Ohne zu wissen, was er that, eilte er zum Arzt und meldete ihm den jähen Tod seines Kindes. Der Arzt betrachtete die schöne Leiche und schüttelte den Kopf. Meister Vogel, der um alles in der Welt die Wahrheit nicht verraten wissen wollte, meinte, Erhitzung auf dem nächtlichen Balle, dann der kalte Windsturm bei der Heimkehr möge die Ursache des schnellen Todes sein. Er heulte seinen Schmerz so laut aus, daß alle Nachbarn erschrocken zusammenliefen.

Noch sprach alles in Straßen und Häusern vom Unglück der beiden Mädchen, als sich dazu ein neues Gerücht vom schnellen Hinscheiden der einzigen Tochter des Barons von Roren mischte. Zwar die Ärzte, welche vom Hause des Barons in die Stadt zurückkamen, versicherten, das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge nächtlicher Erkältung, Folge des Balles, habe das zarte Leben zerstört; allein wer hätte das glauben mögen? Jeder war überzeugt, die junge Baronin habe das Schicksal der übrigen Mädchen gehabt, und der Baron ehrenhalber das Geld nicht gespart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohnsitze rauschender Freuden in ein Trauerhaus verwandelt, der unglückliche Vater untröstlich. Sein Entsetzen, wenn es möglich gewesen wäre, zu vergrößern, mußte er nun die Entdeckung machen, daß alle Geldwechsel und Geldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juwelen, die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baronin verschwunden waren. Ja, der Graf selbst, den man aller Orten suchte, zu dem man aus mehreren Häusern schickte, hatte sich auf die unbegreiflichste Weise unsichtbar gemacht. Seine Zimmer standen so leer, aufgeräumt und sauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kisten und Kasten, Dienern und Pferden, Wagen, samt allem, was ihm angehörte, war er auf und da-

von, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden an einem und demselben Tage die drei Leichen der unglücklichen Bräute zur Erde bestattet. Die Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zusammen. Der Pfarrer hielt für sie insgesamt das Gebet. Da ging einer der Leidtragenden, in seinen schwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet war seitwärts; und kaum einige Schritte war er entfernt, sah man ihn, wie in veränderter Gestalt, in uraltmodischer, sonderbarer Tracht, schneeweiß, mit weißer Feder auf dem Hut; und auf dem Rücken wie auf der Brust, wenn er sich wandte, sah man drei dunkle, rote Flecken und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wams und die weißen Beinkleider. Während Grausen die Betenden ankam, die ihm nachsahen, überfiel Grausen die Sargträger, als sie die Särge heben wollten, um sie in die Gruft zu senken. Denn diese schienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn sie leer wären. Aber sie, voller Schrecken, stürzten die hohlen Särge in die Grüfte und schütteten eilfertig Erde nach. Wolkenbruchartige Regenschauer mit Sturm fuhren herein ins Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem Thore der Stadt zu. Ein schneidender Wind sauste ihnen im Nacken.

Wenige Tage nach diesem, im traurigsten Wetter, verließ der Baron von Roren sein Landgut. Nie kehrte aus seiner Familie einer wieder hier-

her zurück. Die Gärten verwilderten. Das Schloß stand unbewohnt und verlassen, bis es, der Himmel weiß wie, ein Raub der Flammen ward.

Die sieben Schwaben.

1. Wie das Ungeheuer am Bodensee erblickt wurde.

Notglocken hört man läuten am blauen Schwabensee,
Zu Überlingen herrschen Zähnklappern, Angst und Weh,
Die Männer all mit Spießen, Mistgabeln, Mordgewehr,
Mit Ofenzangen rennen die Weiber kreuz und quer.

Sie einen sich am Markte, dort soll Versammlung sein.
Was giebt's? Man hört sein Wort nicht vor Lärmen und vor Schrein!
Was giebt's? Man sieht den Wald nicht vor Bäumen hoch und dicht,
Die Weiber nicht vor Röcken, vor Hosen die Männer nicht.

Doch endlich brüllt der Schultheiß: „Nun haltet die Mäuler doch,
Nichtsnutzige Zungendrescher! Die Zungen hinken Euch noch
Vor all' dem müßigen Schwatzen! Wärt Ihr gleich rasch zur That,
Wir brauchten nicht zu tagen hier im hochweisen Rat!

„Im Walde liegt ein Untier, das grausig uns bedroht,
Dem Felde bringt es Verderben, und Vieh und Menschen den Tod;
Zwei Löffel hat es als Ohren, vier Läufe zum raschen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran stehen Haare genung.

„Es sitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt.
Jetzt macht Euch auf mitsammen und sucht es im grünen Wald,
Und wer die Bestie tötet, der rettet mit starker Hand
Das gute Überlingen und das ganze Schwabenland!"

Da schrieen sie rings vor Schrecken: „Wir haben Haus und Herd,
Und beides, Weib und Kinder, und Esel, Ochs und Pferd,
Und alles, was noch unser, dabei auch Hunger und Durst,
Wir schlagen's nicht in die Schanze, als wäre das Leben Wurst!

„Wollt Ihr das Vieh vertilgen, so sammelt ein Söldnerheer!
Stellt an das Volk von Schwaben ein mannliches Begehr!
Ruft an des Vaterlands Liebe, für das so süß man stirbt.
Wir wollen ihn gern bezahlen, wer hier den Tod erwirbt!" —

Wohl wird da viel beraten, die Wirrnis rings ist groß.
Zuletzt da ruft der Schultheiß: „So werfen wir das Los!
Wir stellen einen Kämpfer, der zieht ins Land zur Schau
Und sucht sich die Genossen in jedem Schwabengau."

Es folgt ein langes Summen, der Rat schien allen gut;
Da werfen sie die Zettel in einen Schaubenhut.
Auf einem stand geschrieben „Seeschwab" mit großer Schrift,
Und wer ihn zieht, der ist es, den heut die Sendung trifft.

Der Jockel wurde Seeschwab, und fing zu weinen an:
„Ich mache mich auf die Beine und bin ein toter Mann!"
Und jammervollen Herzens zog er ins Land hinaus,
Die andern gingen heimwärts und schlossen Hof und Haus.

2. Wie die sieben Schwaben zusammenkamen.

Zu Schwabeck hält man Jahrmarkt. Ganz Schwaben schickt dahin
Viel auserlesne Gesellen von wackerm saubern Sinn,
Und zierten sie vierzig Jahre bereits ihr Heimatland,
Kam ihnen schon zuweilen grau Haar und auch Verstand.

Dahin ging nun der Seeschwab und öffnete den Mund,
Vom Überlinger Tiere that er die Märe kund:
Jetzt zeigt sich, wem die Kampflust im kühnen Herzen braust,
Wem Haar auf scharfen Zähnen, Horn wächst in strammer Faust!

Ach, wie sie rings erblassen! Es zittern Lippen und Knie:
Dem Land der Schwabenstreiche kam solches Unheil nie!
Sechs jugendkühnen Recken blüht nur ein kühner Mut,
Das Untier zu bekämpfen treibt sie das heiße Blut.

Als seine Kriegsgesellen nimmt sie der Seeschwab an,
Unsterblichkeit und drei Batzen erbietet er Mann für Mann,
Und nach dem Kampf im Seewein ein prächtig Festgelag.
Sie möchten dafür streiten bis an den jüngsten Tag.

Der Nestleschwab, ein Schweizer, der Marketendrin Sohn,
War klein, einfältig von Wesen und neununddreißig schon;
Er konnte die Hosen nicht knöpfen, die gute Mutter gab
Ihm Nesteln drum, so hieß er im Land der Nestleschwab.

Gelbfußschwab hieß der zweite, von Bopfingen kam er her.
Einst fuhr er Eier zu Markte, da schien der Korb ihm zu leer;
Um mehr hineinzubringen, trat er mit den Füßen drein,
Da wurden ihm gelb die Stiefel, drum mußt er der Gelbfuß sein.

Der Knöpfleschwab, der dritte, der war geboren im Ries,
Dort ist das Suppen- und Nudel- und Knöpfleparadies,
Fünfmal des Tages aß er fünf Teller Suppen und Kraut,
Fünfmal dabei fünf Knöpfle, und hat ganz trefflich verdaut.

Der Blitzschwab war der vierte, er ist dem Lechfelde entstammt,
In Meisingen kam ans Licht er, er wählte das Trinkeramt,
Er schluckte so schnell sein Mäßlein, als wie gezuckt der Blitz,
Und zwanzig schluckt er täglich. „Potz Blitz" so hieß sein Witz.

Der Spiegelschwab, der fünfte, entsproß des Schwarzwalds Grund
Es war sein Leben nicht trocken zwischen Nase und Mund.
Dort wischte er stets mit dem Ärmel, der Ärmel wurde so blank,
Daß er sich drin spiegeln konnte, deß hat er den Namen zu Dank.

Der sechste, der Bullenschwab hieß er, kam aus des Allgäus Revier;
Seine Mutter hieß Frau Rindskopf, sein Vater hieß Herr Stier;
Klotzäugig, breitnackig, so trugen die täppischen Beine ihn,
Und wär' er kein Mensch, man würde als Ungeheuer ihn fliehn.

Doch war der siebente, der Seeschwab, ein spindeldürrer Gesell,
Wie eine Schneiderelle, zu Fuß wie ein Windhund schnell,
Was ihm zum Troste gereichte, wenn er an das Untier gedacht;
Doch hat er stets ein langtraurig verdrießlich Gesicht gemacht.

Das waren die sieben Schwaben, die schwuren jetzt einen Eid,
Getreu zusammenzustehen im mächtigen Kampf und Streit,
Bei hochgeladenen Schüsseln und Krügen vom größten Maß
Mitsamt zu trinken und essen, wenn sie die Bestie nicht fraß.

Und als sie sich gestärket zum Bund bei Braten und Wein,
Da gingen sie in die Bude des Schwertfegers hinein;
Sie musterten die Waffen: Hellbarden, Streitaxt, Schwert.
„Zahnstocher", riefen sie alle, „sind für die Fahrt nichts wert!"

Zuletzt entschied die Schar sich für einen langen Spieß,
Zu echten Spießgesellen macht er sie überdies!
Lang war er dreißig Schuhe, dazu von Eschenholz,
Und oben von Eisen die Spitze, das war eine Waffe stolz!

Dran stehen sieben für einen und einer für sieben Mann.
Das Ungetüm möcht' ich sehen, das jetzt entrinnen kann!
Dann kaufte sich noch jeder ein ganz apartes Stück:
Es will besonders aussehn, wer ausgeht auf sein Glück!

Verschieden sind die Narren, verschieden Kappen und Zopf!
Der Knöpfleschwab, der suchte sich Bratspieß und Küchentopf;
Der Blitzschwab nahm ein Kuhhorn, zum Blasen und Trinken zugleich,
Der Bullenschwab den Sturmhut, mit Federn farbenreich.

Der Seeschwab wählte den Harnisch und band ihn vor die Brust;
Und sprach: „So bin ich beim Kampfe des Schutzes mir bewußt!"
Der Spiegelschwab that desgleichen, doch that er ihn hinter den Latz;
Er sagte: „Geht es rückwärts, so ist er am rechten Platz!

Der Gelbfuß nahm sich Sporen: „Die sind nicht allein zum Ritt,
Auch noch zum Hintenausschlagen!“ Der Nestler nahm nichts mit.
Dann zogen am Spieß sie trotzig und wild die Stadt entlang.
O, Heil dir, gutes Schwaben, jetzt bist du nicht mehr bang!

3. Was die sieben Schwaben in Land, Luft und Wasser erlebten.

Gerüstet zum Abenteuer schritt dann hinaus die Schar,
Und wer die Kühnen gesehen, dem sträuben sich schier die Haar.
Sie schritten ins Gebirge, drein sich der Pfad verlor,
Da kam sogleich den Helden was Sonderbares vor.

Zuvörderst an dem Spieße, da ging der Bullenschwab,
Dem er mit Kraft und Vorsicht die rechte Richtung gab.
In einem tiefen Hohlweg, da rief er plötzlich: „Halt!
Es liegt ein Bär im Wege! Jetzt gilt es Mut und Gewalt!“

Und mächtig mit der Waffe rennt er auf das schwarze Tier,
Der Stoß ging in die Lüfte, doch glaubt er's getroffen schier.
Siegfreudig schaut er um sich, doch die Genossen sechs,
Die wirren sich am Boden wie ein Rattenkönig-Gewächs.

Da glaubt er sie erschlagen, als wie der tote Bär.
Er konnt' es nicht begreifen, daß rückwärts mit dem Speer
Er seine Freunde erstochen. Er hub zu klagen an;
Doch hat es nur der Schrecken und Ruck ihnen angethan.

Als sie gesund erstanden, da war der Jubel laut.
Sie trennen von dem Leibe des Tieres dunkle Haut,

Sie fühlen ihm in den Rachen und zupfen Ohr und Steiß.
Ob seinem Heldentume ist höchlich verwundert der Kreis.

Da tönt ein plötzlich Brüllen, und an des Hohlwegs Rand
Da nehmen viele schwarze Untiere ihren Stand;
Der Stier war's mit den Kühen, sie hatten ein Kalb vermißt,
Das in den Abgrund stürzend den Hals sich brach zur Frist.

Der Bär war ein Kalb gewesen. Die sieben Schwaben all
Hielten die Herde für Bären, ihr Brüllen für Bärenschall;
Sie flohen mit dem Spieße rasch in den grünen Wald,
Es bebten ihnen die Glieder, der reichliche Schweiß rann kalt.

Denn hinter ihnen brüllend anstürmte das wilde Tier.
Da hemmte sie eine Hecke, zum Schutz dem Forstrevier;
Sie schwenkten sich auf die Stauden und saßen auf dem Zaun,
Wie lauter Wiedehopfe waren sie dort zu schaun.

So schwebten sie in den Lüften, da kam der Bulle gerannt
Und stieß in die Zweige mächtig, sie hielten dem Stoß nicht Stand
Und fielen aus den Ästen, doch glücklich ging der Fall
Auf die andere Seite; dann stürmten zum Feld sie all.

O Gott, dort an der Lichtung giebt's eine entsetzliche Schau!
So weit die Blicke gehen, da wogt und wallt es blau:
Ist das ein großer Weiher! Hinten durch Bären der Tod,
Vorn Wasser! Doch echten Schwaben hilft Gott aus jeder Not.

Da rief der Knöpfleschwabe: „Jetzt kommt, was kommen muß;
Ich weiß, das Fett schwimmt oben!“ Mit kecklichem Entschluß
Entsprang er in die Wellen und lag drin auf dem Bauch;
Die andern folgen; mit Armen und Beinen rudern sie auch.

Der Blitzschwab ruft: „Jetzt zeigt sich, ob das Wasser Balken hat!“
Der Seeschwab meint: „Ein Haifisch frißt sich an mir nicht satt!“
Der Spiegelschwab denkt an den Walfisch, der Jonas kommt ihm zu Sinn.
Der Nestler hält sich die Hose und rudert einhändig dahin.

An Pharao denkt der Gelbfuß und an das rote Meer,
Er tröstet sich, daß ein blaues nicht so gefährlich wär';
Und hätte der Bullenschwabe vom Jupiter gewußt,
Er wär als Ochs geschwommen hindurch mit großer Lust.

Das war ein seltsam Schwimmen, ein Kriechen schien's vielmehr,
Die Heldenleiber zappeln über die Fläche daher
Und stoßen mit Arm und Beinen und Bäuchen auf den Grund,
Verhext erscheint der Weiher dem ganzen Schwabenbund.

Doch endlich sind sie gerettet und stehen auf im Korn,
Da kommt auf der andern Seite ein Bauer gebraust im Zorn,
Der ruft: „Unflätige Bestien, was wühlt ihr mir durch den Flachs,
Ein Dutzend Hemden verrutschtet ihr mir vom heurigen Wachs!“

Da sprachen die sieben Schwaben: „Der Mann ist sicher toll!“
Und trabten durchs Gefilde, wo reich die Ernte schwoll;
Sie wandern hin und wieder und suchen krumm und grad,
Doch wunderbar, sie finden rings weder Weg noch Pfad.

Jetzt kommt noch gar der Abend, es wächst die dunkle Nacht,
Doch hat der Durst des Blitzschwabs sie nicht zur Herberg gebracht,
Noch des Knöpflers Hunger. Sie irrten ohne Ziel
Durch Sumpf und Dorn, wo mancher derb auf die Nase fiel.

Doch endlich blinkt's im Grunde. Gottlob, die Straße glänzt!
Des Tages schwere Thaten sind durch den Weg begrenzt!
Das letzte Stück der Heide durcheilen sie im Lauf,
Ein Sprung noch von dem Rande, dann stehen sie mitten drauf.

Die sieben Schwaben springen. Plumps! gab das seltsamen Schall,
Es liegen im nassen Flusse die Spießgesellen all.
Da hörte man neues Schreien, unsaglich drängt die Not,
Und war nicht seicht das Wasser, so litten sie den Tod.

4. Wie die sieben Schwaben Essens und Trinkens halber in den Turm kamen.

Als sie ans Ufer kamen, da fällt dem Nestler ein:
Sie hätten aufs Irrkraut getreten und müßten im Zauberland sein.
Doch als der Mond nun aufstieg hoch an der Hügel Rand,
Da rief's: „Der Mond von Schwaben! Wir sind im Schwabenland!"

Sie setzten sich auf die Heide und zogen mit gutem Mut
Die Hosen und Hemden herunter, um in des Mondenscheins Glut
Die Nässe aufzutrocknen, und zähneklappernd vor Frost
Saßen sie in den Sträuchern, bis die Sonne stieg im Ost.

Da war ein Tau gefallen. Und trieften Strümpf' und Schuh
Noch feucht vom Bad im Flusse, sie wurden noch feuchter dazu.
Gleichviel, sie müssen sich kleiden. Auch sehn sich die Augen nicht satt,
Denn unten im Thale turmreich liegt eine schwäbische Stadt.

Sie wünschten vor allen Dingen ein Frühstück sich zur Hand,
Und als sie hinuntergingen, da kam ein Jude durchs Land.
„Geld oder Blut!" Sie riefen's und streckten hervor den Speer.
„Blut hat kein Jude", so schrie er, „und auch mein Beutel ist leer!

„Doch giebt es nichts zu schachern?" Da ging's um das Kalbs-Bärfell,
Das handelt für einen Thaler sich ein der kluge Gesell.
Da zogen sie durch die Thore, der Haufen zur Schenke lenkt.
Das Schild sagt: „Zum grünen Esel da wird gut Bier geschenkt."

„Geschenkt wird Bier!" Das klinget den sieben Schwaben hold.
„Wirt, laßt den Trank uns schauen!" — Der grüne Esel trollt
Und denkt in den Keller steigend: „Die Herren sind gesandt
Von unsrer Kreisregierung zu prüfen das Bier im Land!"

Er holt vom allerbesten, doch war das noch nicht gut,
Sie tranken bald viel Eimer. — „Mich freut's, wenn's schmecken thut!"

So ruft der Wirt. Der Blitzschwab meint: „Hopfen und Malz ist gespart!“
„Das nicht, doch hat's zu viel Wasser!“ murmelt der Wirt in den Bart.

Und als mit einem Ohmfaß gestillet war der Durst,
Bestellten die edeln Helden sich gegen den Hunger die Wurst
Von vierzehn Schwabenellen. So lang ein jeder war,
Ward ihm das Stück gemessen von den Zehen bis ans Haar.

Da hatten alle reichlich. Dem Nestleschwab allein
Blieb nur ein kurzer Zipfel, sechzehn Ellen mußten es sein.
Zu kurz kam so der Nestler. Sie trösten ihn in Ruh:
„Wer nicht zu viel verzehret, knöpft die Hose nicht auf und zu!“

Jetzt ging es ans bezahlen. Sie rechneten nicht das Bier,
Sie rechneten nur die Speise: das macht einen Thaler schier!
Die Münze vom Juden erhandelt, die langten sie hervor;
Der Wirt wog sie in den Händen und sprach im Rathaus vor.

Stadtknechte einen Haufen, die holt der schlaue Wicht:
„Falschmünzer, zu leicht ist der Thaler, jetzt folgt ihr zum Gericht!“
Da fuhren die rohen Büttel über sie her im Sturm;
Die edeln Schwabenhelden, die brachte man in den Turm.

5. Wie die sieben Schwaben dem Galgen entgingen.

Der Richter kam zum Verhöre; es war ein scharfer Kopf,
Die Brille auf der Nase, zu Haupt Perrücke und Zopf;
Er schrieb sich auf die Namen, Heimat, Geschlecht und Jahr,
Und wurde sehr bedenklich, daß keiner vierzig war.

Er rief: „Landläufer, Strolche, Gesindel, was habt ihr vor?“
Und schrie, daß die dünne Stimme sich mehr und mehr verlor.
Da sprach der Seeschwab würdig: „Durch unsre starke Hand
Erretten wir das gute, berühmte Schwabenland!“

Und von dem Ungeheuer erzählt er am Schwabensee.
Da aber fuhr dem Richter die Wut in Zopf und Zeh,
Und schrecklich, wie ein Löwe, so schnellte der Mann empor:
„Jetzt zeiget die Erlaubnis der Obrigkeit mir vor!“

Da standen die sieben Schwaben, wie Ochsen am Berge stehn.
Der Richter aber wütet: „Kann solcher Unfug geschehn?
Landschaden zu vertilgen ist der Regierung Pflicht,
Und geht sie langsam zu Werke, so fragt um die Ursach nicht!

„Ihr mischet euch in Dinge, die eures Thuns nicht sind!
Folgt euern Vorgesetzten nur immer taub und blind!“ —
„Jetzt wartet, ich will euch retten!“ rief da der Spiegelschwab,
Und sagte von dem Juden, der ihnen den Thaler gab.

Er sagte vom Kalbs-Bärfelle, das sie tauschten dafür,
Da trat der schlaue Jude auch eben durch die Thür
Und schrie, das sind die Räuber, die mir das Geld geraubt!“
Doch war so klug der Richter, daß er niemanden glaubt.

„Spitzbuben sind sie alle! Der Jud und die Schwaben sind gleich!
Rasch dreißig auf jeden Hintern!“ — Da stäubt sie butterweich
Der prügelfrohe Büttel. „Schad“, sprach er, „der Galgen ist leer;
Doch, um sie alle zu tragen, sind ihrer acht zu schwer!“

Da fiel den treuen Helden tief in die Hose das Herz.
So ruhmlos am Galgen zu sterben, das machte allen Schmerz;
Sie weinten helle Thränen; der Jude aber schrie:
„Solch einen gerechten Richter sah ich im Leben nie!“

Da sprach der Richter: „Der Galgen ist nur für sieben erdacht,
So machen wir einen neuen, der trage sie alle acht.
Wir müssen zugleich sie hängen, da sie die böse That
Alle zugleich begingen. Das heiß' ich weisen Rat!

„Und bis der Galgen fertig, füttern wir hier das Pack!“ —
So schied er aus dem Turme, ehrfurchtgebietend, strack,
Hochstolz an allen Gliedern, mit dem weisen Kopf.
Wie seufzen die sieben Gesellen, als jählings schwand der Zopf.

Da brachte der Türmer Speise: Suppe, Knöpfle und Bier;
Es war ein reichlich Gastmahl, ein Galgenmahl war es schier.
„Was“, rief da plötzlich der Blitzschwab, „das soll für uns alle sein?
Dran stille ich Durst und Hunger noch nicht einmal allein!“

Der Knöpfleschwab indessen hat alles schon verzehrt,
Und auch zur selben Stunde noch mehr des Mahls begehrt.
Vor Schrecken fiel der Türmer auf den Rücken fast,
Zum Richter ist er gelaufen, er gönnt sich nicht Ruh und Rast.

„Herr Richter“, so rief er, „im Turme das ist eine saubre Schar!
Die fressen auf das Städtlein mit Knochen und Haut und Haar!“
Und wie er die Mär vernommen, da weiß der Richter genug,
Er nimmt Papier und Feder und schreibt ein Dekret im Flug.

Das lautete: „Sintemalen uns droht eine Hungersnot,
Entlassen wir die Gefangnen und weisen mit strengem Gebot
Sie über des Städtleins Weichbild!“ — So wurden die Recken frei
Und ließen Turm und Türmer mit frohem Sang und Geschrei.

Nun kam's, daß vor dem Thore der Pfad längs dem Galgen ging,
Dran unbewußt dem Büttel noch ein Gehängter hing.
Der Blitzschwab sprach: „O, hätten wir doch ein Fingerlein
Des Bösewichts, wir könnten damit unsichtbar sein!

„Wir könnten damit treten dem Tier vors Angesicht,
Wir könnten es jählings morden, es säh' und hört es nicht!“
Da riefen sie alle: „Wir wagen's!“ — Der Blitzschwab klomm geschwind
Auf zu des Gehenkten Rücken und schaukelte mit im Wind.

Da fielen sie beide herunter, das Seil zerbrach die Wucht;
Da wandten sich sechs Schwaben einmütig vor Schrecken zur Flucht,
Der Blitzschwab ließ das Gerippe und stürmte dahinter im Lauf,
Er meinte wie die andern, die Leiche lebe auf.

Sechs hörten die Schritte und meinten, es folge der tote Mann,
Der siebente aber glaubte, daß er noch folgen kann.
Und wären sie nicht gesunken atemlos ins Feld,
Sie wären sicher gelaufen bis an das Ende der Welt.

6. Wie die sieben Schwaben beichteten.

Nun kamen sie auf die Höhe, da lag das Schwabenmeer
Vor den Augen gebreitet, deß wundern die meisten sich sehr,
Die es noch nicht gesehen. Der Seeschwab war dort zu Haus,
Der wußte vor allen Fragen schier nicht mehr ein und aus.

„Ob drüben auch Menschen wohnen?“ Das ging dem einen nah.
„Sind das nicht wilde Enten?“ rief jener, der Schiffe sah.
„Er heißt der Bodensee wol, weil er keinen Boden hat?“
„Leben darin Seeweibchen? Liegt drin die versunkne Stadt?“

„Und Schnee glänzt in den Bergen hoch in der Sommerzeit?
Wer sah je Eis in der Hitze!“ Doch als sie gedacht an den Streit
Mit dem gewaltigen Untier, da schüttelten sie sich kalt,
So heiß die Sonne geschienen mit ihrer Strahlen Gewalt.

Und allen wurden plötzlich die Seelen wund und weh;
Der eine seufzte: „Mutter!“ Der andere: „Katherle!“
Der dritte: „Wär' ich daheime!“ Der viert': „Wenn ich Flüglein hätt'!“
Der fünfte: „Hätt' ich Knöpfle!“ Der sechste: „Läg' ich im Bett!“

Der Bullenschwab, der letzte, drauf voll Erhebung sprach:
„Ja, es ist 'ne Sach'!“ Und alle flennten betrüblich nach:
„Ja, es ist 'ne Sach'!“ So tönte das letzte Klagewort:
„Es ist 'ne Sach'!“ Die Klage trugen die Winde fort.

Dann gingen sie zur Kapelle, die an dem Waldrand lag,
Darin der fromme Klausner des Gottesdienstes pflag.
Ihm wollen sie alle beichten, zu sühnen ihre Schuld:
„Du großer Gott im Himmel hab' Nachsicht und Geduld!“

Zerknirscht hob an der Blitzschwab: „Mich hat der Satan versucht,
Ich hab' in meinem Leben gewaltig viel geflucht!"
Der Klausner sprach: „So rede, wie dein schlimmstes Fluchwort heißt!"
Da sprach er, die Mütz' abnehmend: „Daß dich das Mäuslein beißt!"

Der Knöpfleschwabe beichtet, daß er das Lügen nicht ließ,
Denn, fragten mich die Leute, wie mein seliger Vater hieß,
Sagt' ich: „Gleich mir! Wie ihn, so sagt' ich, nannte man mich,
Doch war der Mann ein Müller, und Schornsteinfeger bin ich!"

Der Gelbfuß sagt: Mich schmerzt jetzt mein Betrügen tief;
Denn als ich um die Wette jüngst mit dem Nestler lief,
Hatt' ich an den Füßen die Stiefel, der Nestler trug nur Schuh;
Ich gewann die Linsensuppe und auch die Wurst dazu!"

Der Seeschwab heult: „Durch mich ging, o Gott, manch Leben zu Grund!
Ich wandelt am See, da schwammen mit offnem Aug' und Mund
Im Wasser tote Fische. Ich komm nicht ins Paradies,
Weil ich die armen Tiere hülflos ersaufen ließ!"

Der Spiegelschwab sehr traurig beklagt seine Eitelkeit:
„Er sehe sich im Spiegel am Ärmel allezeit,
Und hab' er auch mit Seife den Spiegel oft entfernt,
Stets mach' er ihn aufs neue und hab' es von niemand gelernt!"

Der Bullenschwabe zeiht sich des Mangels an Kirchenzucht
Und Gottesfurcht: „Drei Jahre hab' er keine Messe besucht;

Denn es war in seinen Bergen die Kirche abgebrannt,
Und die nächste war gelegen fünfzehn Stunden im Land."

Am lautesten heult der Nestler. Er flennt: „Mir fehlt das Wort,
So groß ist meine Sünde!" Der Klausner mahnt ihn sofort.
Da ruft er: „Ich bin ein Schwabe!" mit schauerlichem Getön.
Der Klausner tröstet: „Sündhaft ist's grad' nicht, doch auch nicht schön!"

Dann ließ er sie all' erwecken andächtig Reu und Leid,
Gab ihnen gelinde Buße und hat sie der Sünde befreit.
So schliefen sie in der Klause, jedoch beim Morgenstrahl
Zogen zum Heldenwerke hinunter sie ins Thal.

7. Wie die sieben Schwaben das Untier bestanden.

„Jetzt bei der Stange gehalten!" rief der Seeschwab sofort.
„Ich zeig' euch nun des Kampfes Gelegenheit und Ort;
Auch, denk' ich, steht am Spieße ein jeder wie er stand!" —
„Ja, Neuerung", sprach der Knöpfler, „die tauget nie im Land!"

Dem Bullenschwab aus Allgäu behagt der Vorschlag nicht.
Er sprach: „Ich that als Hauptmann bis jetzt an der Spitze die Pflicht,
Heut kann sie thun ein andrer. Ich steh jetzt hinten vorn.
Courage!" rief er, den Blitzschwab nahm er dabei aufs Korn.

Der sprach: Ich hab' Courage genug im Leibe hier,
Doch fehlt es mir am Leibe für das grausige Tier!"
Der Nestler fragt: „Muß einer denn wirklich der erste sein?
Ich dächte, wir faßten alle den Spieß in der Mitte fein!"

Da sprach der Spiegelschwabe zum Knöpfleschwab: Gesell,
Wie ist's mit deinem Hunger? Was frißt du das Tier nicht schnell?"
Doch der erwidert: „Dem Tier halt vor deinen Spiegel dicht,
Sieht es sich drin, dann stirbt es aus Furcht vor dem eignen Gesicht!"

Der Gelbfußschwab zum Schlusse rief mit betrübtem Schall:
„Wär' nicht am besten, es stürbe jetzt einer für uns all?"
Da riefen sie plötzlich: „Gelbfuß, du Kühner, geh voran!
Du hast die Stiefel, daß dich das Tier nicht beißen kann!"

Der Gelbfuß nahm die Spitze. In sich er also sprach:
„Entweder läuft das Untier, so lauf' ich rasch ihm nach;
Doch will es mir nachlaufen, so laufe ich ihm vor,
Und keines kriegt das andre." Und es schwoll ihm der Kamm empor. —

Nun zogen sie mit Vorsicht dem bösen Walde zu.
Da rief der Blitzschwab plötzlich: „Wie drücken mich die Schuh!"
Der Knöpfleschwab ruft: „Hunger! Mir schläft der Magen ein!"
Der Spiegelschwabe fühlet im Laufe grimme Pein.

Schon will er in die Hecken, sie halten beim Wickel ihn fest.
Er sprach: „Ich wollte nur sehen, ob das Tier sich blicken läßt!"
So gingen die Spießgesellen am Spieß in den tiefen Wald,
Die Herzen hört man pochen, schier wie der Axtschlag schallt.

O Gott, da liegt das Untier, das schrecklich das Land bedroht!
Den Feldern Verderben bringend und Vieh und Menschen den Tod.

Zwei Löffel hat es als Ohren, vier Läufe zum raschen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran stehen Haare genung.

Es sitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt;
Schon rücken sie an dem Speere aus ihrem Hinterhalt.
Es raschelt — da nimmt das Untier gleich das Hasenpanier,
Und auf dem Rücken liegen die sieben Schwaben schier.

Und als die Angst gewichen, da ging es im Kreise rund:
„Habt ihr's gesehn?“ Dem Seeschwab schien's groß ein Pudelhund,
Dem Gelbfußschwab ein Kälbchen, dem Knöpfler ein Wolf ohne Fehl,
Dem Spiegelschwab ein Mastochs, dem Blitzschwab ein Kamel.

Der Bullenschwab meint: „Gänzlich ist es mir unbekannt!
Doch hat der einfältige Nestler das Tier einen Hasen genannt!“
Da sagten sie alle: „Wahrhaftig, es sah wie ein Hase aus;
Doch war es ein Seehas: ein Seehas ist aber der grausigste Graus!

„In Schwaben, im Reiche, im Weltall giebt es kein Tier so schlimm,
Abbeißt es die Köpfe dem Kohle in seinem Zorn und Grimm.“
Dann huben die sieben Gesellen ein herzhaftig Geschrei:
„O, freue dich, gutes Schwaben, jetzt atmest du wieder frei!“

Nun zog nach Überlingen das wackre Siegesheer.
Sie rufen: „Es floh der Seehas nach Frankreich vor unserm Speer!“ —

Da kamen die Bürger gelaufen mit offnen Nasen und Mund,
Die Weiber in weißen Kleidern begrüßten den Schwabenbund.

8. Wie zu Überlingen der Sieg gefeiert wurde.

Die Freudenglocken klingen über den Schwabensee,
Es ist zu Überlingen geschwunden Not und Weh.
Trompeten und Pauken tönen, das Rathaus steht in Glanz,
Geschmückt mit grünen Maien. So rüsten sie Fest und Tanz.

Es gilt den Tag zu feiern, an dem das Untier floh,
Die Sieger gilt's zu ehren! Sie waren niemals so froh.
Da eilten die reichsten Männer in ihre Keller hinein:
„Heut sollen die Helden kosten den besten Schwabenwein'

Sie mögen die Sorte bestimmen!" — O Gott, die Wahl — die Qual!
Was paßt zu Knöpfel und Knödel, zu Spätzel und Nudel beim Mahl?
Der Seeschwab ruft: „Ich möchte den Sauerampfer zum Trank,
Ist süßer doch wie Essig!" Und sie begannen den Schank.

Der Blitzschwab spricht: „So gebet mir Kratzenberger her,
Denn wen es juckt, der kratzt sich — mich juckt's in der Kehle sehr!"
Der Knöpfleschwabe fordert sich Rachenputzer gut,
Der scheuert die Eingeweide und muntert auf das Blut.

Der Spiegelschwabe bittet sich Magenwender aus,
Dieweil er am Schluchzen leidet seit seinem Bratwurstschmaus.
Er meint, sein Magen läge seit jener Zeit verkehrt,
Und will zurecht ihn rücken. Drum ist der Wein ihm wert.

Strumpfstopfer fordert der Gelbfuß, weil in dem Stiefelpaar
Der Strumpf vom langen Wandern ihm ganz zerrissen war.
Der Trank picht Fässer zusammen, und macht er die Zähne stumpf,
So hilft er auch den Socken und bringt den Mann auf den Strumpf.

Der Nestler spricht: „Nach Belieben, denn mir ist alles gleich!“
Sie schenkten ihm Schüttelheimer, das war kein freundlicher Streich;
Wer diesen Wein getrunken, den schüttelt man aller zwei Stund,
Weil sonst der Trunk sich durchfrißt im Eingeweideschlund.

Der Bullenschwab, stark wie dreie, verlangt Dreimännerwein, —
Viermännerwein sollt er heißen! Der erste trinkt ihn hinein,
Der zweite hält links den Trinker, es hält ihn rechts der dritt',
Der vierte gießt durch die Zähne den Trunk in des Mundes Mitt'.

Das war ein kostbar Gelage, eine Feier voll Glanz und Pracht!
Sie trieben's zu Überlingen gut schwäbisch die ganze Nacht.
Drauf zogen sie mitsammen des Morgens zur Waldkapell
Und sangen: „Nun ruh'n alle Wälder!“ mit Stimmen rauh und hell.

Dann weihten sie das Kirchlein dem großen, heil'gen Sieg:
Der Speer ward aufgehangen, mit dem sie beendet den Krieg,
Es kam daran eine Fahne, an der das Kalbs-Bärfell strahlt,
Drauf war ein gewaltiger Seehas ganz schrecklich abgemalt.

Dort stand auch ein Bild des Herrgotts, es hieß der Heiland der Welt;
Sie wischten aus den Namen, der ihnen nicht mehr gefällt,
Und schrieben: „Schwäbischer Heiland!“ und machten im Land es kund. —
So endet die alte Märe vom Sieben-Schwabenbund!

Das Kolmarer Wappenschild.

Der Recke, der mit Göttermacht
Im alten Griechenland
Der Riesenwerke zwölf vollbracht,
Wie männiglich bekannt:
Kam auch einmal auf seiner Fahrt
In unsre Alsa-Gau'n,
Er brummt gar mürrisch in den Bart
Wie er das Land thät schau'n.

Nicht mocht sein Blick sich letzen sehr
An dichter Wälder Graus,
Und minder noch an Wolf und Bär,
Die drinnen hielten Haus.
Er schwang voll Unmut hoch die Keul'
Und trieb die Menschlein klein,
Die zappligen, mit wilder Eil'
In Wald und Sumpf hinein.

Als einmal er nach schwülem Tag,
Vom Waidgeschäfte müd,
Im Tannenwalde schlummernd lag
Und just die Sonne schied,
Da kam von Grimm und Wut erfüllt
Ein Bär in schnellem Lauf,

Und aus dem Schlafe weckt er wild
Den Riesenschläfer auf.

Der hat sich dessen nicht versehn,
Er folgt dem Petz in Eil'.
Doch als er stand auf Wasgau's Höhn
Vermißt er seine Keul'.
Gelassen hat er sie im Wald
Als ihn das Tier geweckt,
Er lief zurück und sucht' und schalt,
Doch hat er nichts entdeckt.

Die Menschlein aber han einst spat
Die Keul' im Wald erschaut,
Und zur Erinn'rung eine Stadt
An jene Stell' erbaut.
Stadt Kolmar war's. Seit jener Zeit
Führt sie das Riesenbild —
Herakles Keule — lang und breit
Im bunten Wappenschild.

Hans Rösselmann, der wackere Schultheiß.

„Treu unser Herz,
Wahr unser Wort,
Deutsch unser Lied,
Gott unser Hort."

1.

„Vater, ich will wandern gehen! Will die Welt und die Leute darinnen sehen und was sie thun und welcherlei Weise! Laßt mich fort, hinaus, Vater!" So sprach der junge Hans zu seinem Vater, dem Gerbermeister Walther Rösselmann von Türkheim im Münsterthale des Elsasses; und

er mochte mit Recht Gelüste nach der Welt und ihren Dingen haben, dieweil er ein gar frischer, fröhlicher Gesell mit hellem Kopf und starken Knochen war und was er in der Werkstätte seines Vaters lernen konnte, bereits alles aus dem FF verstand. Und Herr Rösselmann, der Alte, sah seines Sohnes Bitte als billige Forderung an, wollte das stille Flehen der jungen Base, die im Hause war, nicht verstehen und sagte zu, daß er andern Tages wandern dürfe, wohin ihn sein gutes Glück führe.

Da gab es an jenem Abend im Hause gar viel zu thun, um den wandernden Sohn trefflich und wie sich's gebühre, auszustatten, — der Hans und sein Vater schnürten den Bündel unter zwar ernsten, aber doch nicht traurigen Worten, — die Mutter aber und das junge Bäslein, die holde Gertrud, weinten den lieben langen Tag, eine mehr als die andere, und wollten sich nicht trösten lassen. Denn der Hans war der Mutter Augapfel und das arme Bäslein hatte niemanden lieber in der Welt als ihn, trotzdem er sie auch als Knabe öfters gar unzart behandelt hatte, wenn sie sich seinen wilden Launen nicht fügen wollte. Vater und Mutter waren gerade draußen und Gertruds Thränen fielen eine nach der andern auf das weiße Hemd, das sie ihrem jungen Vetter selbst gesponnen und gebleicht, und das sie ihm jetzt zu seiner Wanderung zurecht legte.

„Ich glaub', Du willst gar nicht aufhören, zu weinen, Trudele!" sagte jetzt der junge Geselle,

als begreife er solchen Schmerz und Kummer ob seiner Abreise nicht. „Du thust ja, als ging ich aus der Welt! Laß doch das Weinen, Trudele! Du könntest mir am Ende noch selber das Herz schwer machen!“

Das arme Mädchen weinte nur noch mehr und konnte nicht einmal mehr fortarbeiten. Ganz von ihrem Leid überwältigt, warf sie sich auf einen Stuhl nieder, nahm die Schürze und verhüllte ihr gar nasses Antlitz darinnen. Ihr junger Vetter aber stand verwirrt da, versuchte ob dem thörichten Mädchen zu lächeln und es wollte ihm doch nicht gelingen.

Da versuchte er sie nochmals zu trösten und sagte:

„Warum grämst Du Dich so sehr, Gertrud? Ich komme ja wieder.“

„O — warum aber gehst Du?“

„Das ist Gesellenbrauch — zu Kolmar und Straßburg wandern die jungen Leute hinaus in die Welt, etwas zu lernen, auf daß sie ihrer Zunft Ehre machen, und warum soll ich das nicht thun, Trudele?“

„Wann kommst Du wieder? Ach, Hänselin, komme recht bald wieder! Ich habe ja niemanden ohne Dich!“

„Hast Du nicht die Mutter und den Vater, die Dir wohlwollen, wie mir selbst? Und hast Du nicht mein Brüderlein, den kleinen Walther?! Ich dächte doch, sie sollten Dir lieb und wert sein, Gertrud!“ entgegnete ernst, wenn auch milde

der junge Geselle. „Du solltest nicht so sehr weinen und der Mutter das Herz noch schwerer machen!“

Das arme Mägdlein fühlte wohl, daß er recht habe, hätte ihn aber so um vieles nicht reden hören mögen. Sie war verletzt und wußte nicht warum, — aber gewaltsam hielt sie ihre Thränen zurück, trocknete schnell Augen und Wangen und ging neuerdings an die Arbeit. Sie weinte nicht mehr und schien ruhig und gefaßt, und wenn sie von jemanden angeredet wurde, mochte es nun ihr junger Vetter sein oder jemand anders, gab sie freundlich aber ernst und fest schnelle und richtige Antwort. Aber öfters mußte sie sich hinausschleichen, um ihrem gepreßtem Herzen Luft zu machen, und dann weinte sie sich so recht aus, damit sie vor ihren Verwandten, in deren Haus sie als arme Waise aufgenommen worden war, ruhig erscheinen konnte. Ja, es gewährte ihr Trost in ihrem Leid, als die Stunde des Schlafengehens schlug, mit ihrem unendlichen Schmerze allein sein zu können.

Früh morgens, da der Hahn zum zweiten Male krähte, war alles bereits auf den Beinen im Hause, — die Gesellen des Meisters Rösselmann standen in schmucker Sonntagsjacke unten im Hofe, den Sohn des Meisters erwartend, dem sie das Geleit geben wollten. Der aber nahm oben Abschied von Vater und Mutter, Schwester und Bruder, denn als Schwester hatte er von jeher sein Bäslein geliebt.

Gertrud stand mit qualvollem Herzen dabei, da die Mutter weinte und des Vaters Stimme zitterte, als er dem Scheidenden den Segen gab, — aber keine Thräne quoll in ihr Auge. Da bot ihr junger Vetter nochmals allen die Hand, gab den Abschiedsgruß und sagte:

„Behüt und gesegn' Euch Gott, lieb' Vater und Mutter und lieb Brüderlein! Ade, lieb Schwesterlein, und sei mir nicht böse, Gertrud, weil ich jetzt scheide!"

Da weinte das arme Kind wieder und konnte sich nicht länger halten, und sagte:

„Ich bin Dir ja nicht böse, wenn Du es nur mir nicht bist. Ade, ade, und vergeß uns in der Fremde nicht, wohin Du in Gottes Schutz auch kommen mögest!"

„Ich will Dich nicht vergessen, lieb's Trudele, und Deiner wohl als ein wert Schwesterlein allzeit und aller Orten gedenken! Ade, ade!"

Die Gesellen im Hofe empfingen ihn jetzt, nahmen ihn in die Mitte, und mit Sang und Klang ging es in die Straße hinab zum Thore des Städtleins hinaus, daß sich alle Fenster öffneten, um dem scheidenden jungen Bürger den Abschiedsgruß zuzurufen. — Im nächsten Dorfe schieden nach einem trefflichen Valettrunk die braven Gesellen seines Vaters von ihm, nachdem er ihnen noch viele Grüße an die daheim mitgegeben, und unser Hans wanderte nun allein in die Fremde hinaus. An jenem Tag erinnerte er sich gar sehr an die freundlichen Worte und Mienen

seines Bäsleins und an ihr heftiges Weinen beim Scheiden. Ja, es kam ihm zum öftern auf seiner Wanderung, bei welcher er das Elsaß die Kreuz und die Quer durchwallte und Straßburg, Hagenau, Weißenburg und Schlettstadt gesehen hatte, die Sehnsucht nach dem freundlichen Thun und Blick eines lieben Mägdeleins an. Es trieb ihn wieder in die Gegend seiner Heimat und so kam er nach Kolmar.

In Kolmar sah zu dem Hause des Schultheißen, der auch Gerbermeister gewesen, ein wunderholdes Mägdelein heraus, als der junge Gerbergesell des Weges kam, — und jenes war des Schultheißen Töchterlein. Da kehrte der Geselle ein und sagte:

„Gott grüß Euch, schön Jungfräulein! Wo ist Euer werter Vater?"

„Der Vater sitzt drinnen in der Stube, — tretet nur ein, junger Gesell," erwiderte mit freundlicher Gebärde das Mägdlein.

Da ging er in die Stube zu dem alten Schultheiß und sein freundlich verständig Wesen gefiel dem Meister so, daß er ihn in die Zahl seiner Gesellen und in sein Haus aufnahm. Und beide Teile wurden miteinander zufrieden, und der junge Rösselmann galt bald als der klügste, geschickteste und stärkste Gerbergesell in der Stadt, und beim Zunftspiel war der Preis allezeit sein, daß er hoch in Ehren stand bei allen Genossen. Auch die Jungfrauen der Stadt wollten ihm wohl, aber sein Sinnen und Denken stand auf keine andere,

denn auf seines Meisters holdselig Töchterlein, die schöne Kunigund. Die war aber auch gut und freundlich und liebselig mit ihm, daß er im Herzen schwor, keine andere sein Leben lang zu minnen, denn sie. Auch der Meister war ihm gut und hielt ihn wie einen Sohn, so daß er das Geschäft der Gerberei ganz in seinen Händen ließ und ihn auch bei Gelegenheit öfters in seinen Obliegenheiten als Schultheiß der Stadt gebrauchte. Da nahm ihn eines Tages der alte Herr auf die Seite, ließ einen guten Wein bringen und sie setzten sich neben einander und tranken, bis der Alte anhub:

„Lieber Gesell, Du bist mir und meinem Hause viel wert geworden, also daß ich Dich ungern scheiden sähe, wo Dir je Dein Sinn wo anders hinstünde. Ich bin alt geworden und mürbe, denn Zeit und Mühe hat lang und hart auf mir gelegen. Ich habe ausgehalten in Gottes Namen bei diesen schlimmen Zeitläuften, — aber es wird jetzt wohl nicht mehr gehen, — das, was nachkommt, bedarf eines kräftigeren Widerstandes als der meinige sein möchte, — denn siehe: Kaiser Friedrich, unser mächtiger Herr, mag auch nun mürbe sein, — die Schelme in Welschland haben ihm das Leben und Herrschen verleidet, und von seinen deutschen Landen will er auch nicht viel wissen, also daß er drüben in Welschland Kraft und Zeit hat vergeudet. — Der König Konrad, sein Sohn, ist nicht der gewaltige Herr, wie sein Vater, und die Fürsten und Herren sind arg

widerspenstig, also daß die böse Zeit, von der ich rede, für unser Land und diese gute Stadt nicht lange mehr ausbleiben wird. Da wird auch mein Haus eines starken Schirmers bedürfen und mein Töchterlein eines Ehegemahls, der ihr das erhält, was meines Vaters Hand und die meinige ihr in Redlichkeit erworben. Du warst seither treu und gut, — ich frage Dich nun, ob Du meiner Gunde einen Gemahl, wie ich ihn wünsche, schaffen willst, wenn ich nicht mehr am Leben bin?"

Der Geselle stand bei diesen Worten, die er deuten konnte, wie er wollte, unschlüssig und verwirrt da.

„Wie? Du zögerst? Sollte ich mich geirrt haben?" fragte der Alte, selber in Verlegenheit geratend, den Gesellen und sich selbst. „Wohl, wenn Du bereits ein ander Lieb hast und meine Gunde verschmähest, so kann ich nicht dawider, so leid mir das thut, Geselle!"

„O nein, lieber Meister, Vater —," rief dieser jetzt in höchster Freude, — „ich habe kein ander Lieb im Herzen, denn Euer holdseliges Töchterlein, und wenn sie mein eigen, will ich mich schon hier auf Erden im Himmel wähnen!"

„Das denk ich auch!" schmunzelte der Schulheiß und fuhr fröhlich fort: „Ich weiß, daß Du meiner Gunde viel lieb und wert bist, und ich habe Dich vor allen andern erkannt, daß sie Dir allein gebühre. Und daß sie Dein eigen sein will, wird sie Dir wohl auch schon selber gesagt haben."

In Freude und Lust eilte andern Tages schon der wackere Geselle seiner Heimat zu, um Vater und Mutter sein Glück zu künden, auf daß sie sich mit ihm freuen möchten. Und in des Meisters Haus zu Türkheim war heller Jubel über die Ankunft des glücklichen Sohnes. Nur eine weinte deshalb stille Thränen und mochte ob der frohen Nachricht nicht fröhlich sein. Das war das arme Bäslein im Hause, die stille und sanfte Gertrud.

„Warum so traurig und trüben Herzens, lieb Trudele?“ fragte der Glückliche in gar milder, freundlicher Rede und griff ihre Hand. „Willst Du Dich nicht freuen, daß ich wieder gekommen und mit solch froher Botschaft?!“

„O, daß Du Dich glücklich fühlst, glaub es sicherlich, das freut mich von Herzen, aber —“ aber sie selbst hätte ihn so gerne glücklich gemacht, dachte Gertrud, und konnte es doch nicht sagen.

„Du sollst bei der Hochzeit neben meiner Gunde stehen, Trudele, — sollst allein mir alles zur Ausstattung schaffen und bereiten, — ja, wenn Du willst, magst Du in meinem Hause wohnen und die holde Gunde wird Dich halten wie ein herzig lieb Schwesterlein. Denn sie ist gut und sanft wie Du, und sie ist schön und liebselig wie keine andere!“

So sprach der Frohe, denn er wußte ja nicht, wie weh' er mit solcher Rede seinem Bäslein that, und er sah ja nicht, wie ihr armes Herz in Wehleid und Trauern zuckte, als er ihr sein Glück

erzählte. Auch sah er die Thränen nicht, die auf die Linnen fielen, welche sie ihm wob und bleichte und wie sie seufzte und weinte, da sie ihm die Hemden und Tücher nähete zur stattlichen Mitgabe für einen herannahenden Hochzeitstag.

2.

In der wilden Zeit des Interregnums, wo kein Kaiser im Reiche herrschte und jeder that was ihm wohl gefiel, da fühlten die Städte am Rheine wohl, daß sie nur durch Zusammenhalten und entschiedene Kraft sich den Angriffen der Herren und Fürsten im Lande erwehren möchten. Die Straßburger und Speierer lagen mit ihren Bischöfen und dem wilden Adel umher in harter Fehde und gleich ihnen die meisten der anderen Städte. Solche Not stählte die Kraft und den freien Bürgersinn ihrer Bewohner und das Städtewesen ging gekräftigt und blühend aus dieser Zeit der willkürlichen rohen Kraft hervor, weil die Bürger Gleiches mit Gleichem zu vergelten wohl gelernt hatten.

Zu jener Zeit, 1261, da die Straßburger den tapfern Grafen Rudolf von Habsburg zu ihrem Kriegshauptmann und Feldobersten erkoren, bekleidete zu Kolmar das Amt eines Schultheißen Hans Rösselmann von Türkheim. Der alte Schultheiß war gestorben und die zwei folgenden dieses Amtes hatten stets nur bei dem Schwiegersohn desselben Rat in ihrer Pflicht geholt, weil Herr

Hans Rösselmann ein gar verständiger und hochgeachteter Bürger war und in gutem Rufe stand. Und als nochmals die Wahl vorgenommen wurde, da wählte ihn die Bürgerschaft als den tauglichsten und würdigsten zu ihrem Schultheißen.

Jetzt war Rösselmanns hauptsächliches Streben darauf gerichtet, seiner Stadt die bürgerliche Freiheit zu sichern und der Partei, welche in der Gemeinde dem Bischof von Straßburg, Walther von Geroldseck, anhing, entgegen zu arbeiten. Wohl wußte er, daß Kaiser Friedrich II. und zuletzt noch König Richard von Cornwallis die Stadt wie alle andern im Elsaß unter der Bischöfe Aufsicht gestellt hatte, — aber mit Recht glaubte er den ungegründeten Forderungen und dem Versuche jenes stolzen Prälaten, sich ganz in Besitz und Eigentum der Stadt zu setzen, mit aller Kraft entgegentreten zu müssen.

Doch war die Gegenpartei in der Stadt, welche ihn verleumdete, als suche er die Armen zu unterdrücken, den Adel auf die Seite zu schaffen und sich selbst und die Seinen zu erheben, so groß und stark, daß es all' seiner Festigkeit und Vorsicht bedurfte, um sich in seinem Amte zu halten. Auf die Kunde des Zwiespalts zwischen den Straßburgern und ihrem Bischof schloß er im Namen der Bürgerschaft ein Bündnis mit dem Rat zu Straßburg ab, als seinen „lieben und besonders guten Freunden," wie er denn auch durch großes Verdienst um das Wohl der Stadt und durch seine ausgebreitete Verwandtschaft von

dem Vater seiner Frau her, noch immer großen Einfluß ausübte.

So kehrte er eines Tages aus dem Ratshofe heim zu seinem Hause, — es war eine Sitzung voll wildem Sturm und Geschrei gewesen, wie noch nie vorher, und die bischöfliche Partei im Schoße des Rats hatte den Mund gar voll genommen und einen trefflichen Lärm vollführt. Besonders war ihm einer vom Adel, der von Rathsamhausen, mit starrer Rede entgegengetreten. — Mit kummervollem Herzen ging er die Straße hinab, als ihm ein armer Mann aus der Stadt, der als fauler, hinterlistiger und tückischer Mensch bekannt war, in den Weg trat.

„Gebt mir einen Groschen, Schultheiß!“ sprach ihn der Unverschämte an, der sichtlich im Rausche stak, obwohl es noch nicht vollends Mittag war. „Gebt mir einen Groschen, daß ich trinken kann, wie mir's gefällt, so wie Ihr auch!“

„Wie, Schelmenjörg? Grober, schlimmer Gesell!“ fuhr der Schultheiß heraus, der ohne dies in nicht gar frommer Laune war. „Willst Du von anderer Leute Gut zehren in Deiner Schlemmerei!?“

„Was, zum Teufel, Schultheiß, schwatzt Ihr daher und führet harte, starre Rede!“ entgegnete der freche Bube, indem er sich vor Rösselmann mit eingestemmten Armen hinstellte. „Man kennt Euch und Eure Sippschaft wohl auch und wo Ihr hergelaufen seid, daß Ihr vom Gute dieser Stadt zehren möget. Wir andere dürfen darob

darben oder Gras fressen — aber das möchte Euch noch übel ankommen, Mann! Denket nur an den Schelmenjörg, der es Euch gesagt!"

Was wollte der Schultheiß dem Betrunkenen gegenüber machen? Er verschluckte seinen Zorn, weil er doch an einen Unwürdigen verschwendet gewesen wäre, warf dem Bettler einen Groschen hin, indem er sich mit Verachtung abwandte und seinem Hause zuschritt. Der Elende hob das Geld höhnisch auf und rief dem Weggehenden nach:

„So kommt man dem hochnasigen Gesellen an! Oder soll ich ihm gar Dank wissen, daß er mir gegeben, was er der Stadt tausendfach gestohlen! Warte nur, Männlein, wir kommen Dir noch besser auf den Hals!"

Der Schultheiß kam mit trauriger und unmutiger Gebärde heim und setzte sich neben sein teures Gemahl und seine Kinder an den Mittagstisch, um mit seinen Gesellen, Knechten und Mägden und von ihnen umgeben, sich zu dem nachfolgenden Tagewerk zu kräftigen. Er wurde heiterer in seiner Familie Mitte, sprach freundlich mit Weib und Kind und den treuen Gesellen, und mochte es nicht unterlassen, ihnen seine Not zu klagen.

„Ich habe Zeit, Mühe und gute Laune unserer Stadt gewidmet," sagte er. „Ließ mich kein Ding, auch das schwerste nicht, zu ihrem Heil verdrießen, und nun ist der Lohn, daß man mich der Herrschsucht, des Übermuts, ja der Untreue und der Verschwendung im Amte zeihen will!"

„Das sagen wohl auch nur die Spitzknechte und Heimtücker!“ sagte der Altgeselle, eine gar ehrliche und treue Haut, von seinem Platz über den Tisch herüber.

„Wenn Du die Geschlechter unserer Stadt so nennen willst, magst Du recht haben,“ fuhr der Schultheiß fort. „Sie ließen mich ihre Meinung im Rate wohl verstehen, und was sie gedacht, das mußt' ich von dem trunkenen Schelmenjörg auf der Straße laut hören.“

„O laßt Euch ihre Meinung nicht verdrießen, Herr Meister!“ entgegnete wiederum der Altgeselle, als Wortführer seiner Mitgesellen. „Ihr seid ein gar braver, frommer Mann — das wissen alle Leute wohl, und wer etwas anderes wissen will, dem soll die Schalkshaut weidlich von Eurem Altgesellen gegerbt werden, daß er dessen genug kriege!“

In demselben Augenblicke fragte des Schultheißen Gemahl, die fromme Frau Kunigunde, ihren Mann, was das für ein Lärm auf der Straße wäre, da sich jetzt etliche laute, unehrerbietige Stimmen vor dem Hause vernehmen ließen. Da sprang einer der Stadtknechte, der am Thore stand, in die Stube, — sein Anblick deutete nichts Gutes. Mit keuchender Stimme rief er: „Herr Schultheiß, rettet Euch! Ihr seid verraten!“

„Was giebt's, Geselle! sag an!“ fragte unerschrocken Herr Rösselmann.

„Die Bischöflichen sind in die Stadt gedrungen, und haben die Oberhand, — die Bürger-

schaft hält's mit ihnen, — fliehet, es geht Euch an Freiheit und Leben!"

„Will's Gott, so ist dem nicht so!" entgegnete gleichmütig der Schultheiß, um seiner aufschreienden Frau Mut einzuflößen. Während er aber ans Fenster trat, um auf die Straße sehen zu können, rief der Altgeselle den andern zu:

„Wahrlich, sie sollen sich hüten, dem Meister ein Leid zu thun! Wir wollen ihnen die Knochen zu lauter Brei zerschlagen, wo sie ihm zu nahe treten! Darum fort jetzt in die Rüstkammer!"

Die Bischöflichen hatten wirklich mit Hilfe des gemeinen Volks die Oberhand in der Stadt gewonnen und ihre Pläne ganz in der Stille und mit Geschick ausgeführt, — bedrohliche, grobe Worte schollen von der Straße herauf und Rösselmann sah, daß es zu spät war, Sturm zu läuten und die ihm treue Bürgerschaft aufzurufen, da die Mauern, Türme und Thore der Stadt in der Feinde Hände waren.

„Was wollt Ihr? Was ist Euer Begehr?" rief er deshalb aus dem Fenster auf die Straße, die von tobendem Volk gefüllt war, durch das sich einige vom Adel hoch zu Roß drängten, während am Thore des Hauses kühnmutigen Herzens sich die Gerbergesellen aufgestellt hatten und den Andringenden Furcht genug einflößten. Als sich der Schultheiß am Fenster zeigte, legte sich der Tumult, und der von Rathsamhausen beeilte sich, von seinem Streitroß Rösselmanns Frage zu beantworten.

„Hans Rösselmann, Ihr sollt Euer Amt, das Ihr unwürdig geführt, alsbald niederlegen und aus der Stadt weichen!“ sagte der Edelmann in stolzer Rede.

„Ist das der Wille unserer Bürgerschaft?“ fragte der Schultheiß.

„Es ist der Wille unseres gnädigen Herrn, des Bischofs und aller derjenigen, die Eure Ränke und Anschläge, mit welchen Ihr der Wohlfahrt dieser guten Stadt widerstrebt habt, erkannt haben! Beeilet Euch, diesem gerechten Begehr zu folgen, sonst Ihr anderswie hierzu gezwungen werden möchtet!“

„Wohl, Herr Friedrich von Rathsamhausen, — Ihr dürft heute eine gar hochmütige und stolze Rede führen. Ich weiche nur der Gewalt, die Ihr heute in Händen habt und nicht im Bewußtsein meiner Unwürdigkeit oder Billigung Eures oder Eures gnädigen Herrn Verfahren. Ich rufe Gott und alle, die noch mit redlichem Herzen hier versammelt sind, zu Zeugen an, daß ich —“

„Macht keine Worte, Meister!“ rief ihn unterbrechend sein Gegner. „Sputet Euch, wenn Ihr's gut mit Euch selbst meinet, und macht, daß Ihr diese Stadt verlasset, in die Ihr als Fremdling gekommen seid!“ —

Und so mußte er Abschied nehmen von Weib und Kind, die er dem Oheim seiner Frau, dem Domherrn zu St. Martin in Schirm und Schutz empfahl, und wich aus der Stadt mit Trauer im Herzen ob dem Undank seiner Mitbürger.

3.

Mehrere Wochen waren vergangen, seitdem der Schultheiß Rösselmann in der Verbannung war; der von Rathsamhausen war Schultheiß geworden, und nur erklärte Anhänger des Bischofs saßen im Rate, welche denn auch nur auf ihres Schutzherrn Vorteil und Nutzen bedacht waren. Das Haus Rösselmanns aber stand leer, seine Werkstätte lag stille, denn die Meisterin war in ihres Oheims, des Domherrn Haus gezogen, und da gingen die armen Gesellen aus der Stadt, sich andere Meister zu suchen, und nur einer blieb und wollte nicht weichen, — das war der treue Altgeselle. Er mochte die Hoffnung nicht aufgeben, seinen Meister nochmals als Schultheiß in der Stadt zu sehen, und ging und trug diese Hoffnung in die Herzen derjenigen Bürger, von welchen er wohl wußte, mit welcher Sehnsucht sie ihres vertriebenen Schultheißen gedachten, und das waren ihrer die große Mehrzahl in der Stadt.

„Seid getrost, liebe Frau Meisterin!“ konnte dann der fromme Geselle sagen, wenn er in des Domherrn Haus kam und sie in ihrem Leide traf. „Seid getrost, Euer Herr wird wieder kommen, ehe Ihr nur daran glaubt. Die Bürgerschaft erinnert sich seiner wohl, und erst gestern hat mir der Küfermeister Leitmann gesagt, da er mir von seinem Besten zutrank, daß man nur die Gelegenheit abwarte. Zur Zeit ist freilich die Schelmenbrut noch auf der Hut, aber es kommt

schon ein Tag, wo wir es ihnen gehörig eintränken wollen!"

„Habt Ihr nichts von meinem Herrn vernommen, treuer Gesell?" fragte auf diese Reden die Frau Kunigunde mit Schluchzen.

„Ja, daß er wohl ist und bald bei Euch zu sein gedenkt!"

„Und wo weilt er jetzt?"

„Wohl nur an gutem Ort! Einige sagen zu Straßburg, seine Freunde aufzubieten, andere reden, daß er bei den Grafen von Habsburg weile, die nun auch dem Bischof abgesagt haben. Gewisses aber weiß man nicht zu sagen."

„So erfüllt mir eine Bitte, guter Gesell, und geht meinen Herrn aufzusuchen, auf daß ich sicher weiß, wo er zu treffen. Sagt ihm, daß ich in Herzeleid hier weile und die Kinder nach ihrem Vater schreien, und daß ich zu ihm kommen wolle, auf daß ich wohne, wo er wohnt. Vielleicht trefft Ihr ihn zu Türkheim, in seiner Geburtsstadt, — gehet hin zu unserer Base Gertrud, die wird Euch wohl Kunde geben können!"

Und des nämlichen Tages noch ging der Geselle zum Thor hinaus, seiner Meisterin Bitte nachzukommen. Er war noch keine halbe Stunde von der Stadt weg, als er auf dem Hohlwege eine Frau in der Tracht der Landstädtchen im Elsaß, daherkommen sah. Vor ihm hin aber trollte die zerlumpte und verdächtige Gestalt eben jenes Schelmenjörgs aus der Stadt, welcher den Schultheiß an dem verhängnisvollen Tage ange-

bettelt hatte. Als dieser Elende der Frau näher gekommen war, sah er sie scharf und nach seiner Art unverschämt an. Dann sagte er höhnisch:

„Aha! Da ist ja wieder eine von der Sippe! Was hast Du wohl Sauberes in unserer Stadt zu melden, Dirne?“

„Gelobt sei Jesus Christus!“ stammelte das Weib und ließ dies halb als ihren gewöhnlichen Gruß, halb als Stoßseufzer gelten, und suchte an dem Elenden vorbei zu kommen. Der aber war nicht gleicher Meinung und rief, ihr den Weg versperrend:

„Oho! So kommst Du nicht durch! Woher des Wegs und wohin? Oder halt, ich weiß das schon, — hab' ich Dich doch bei der Hochzeit des hergelaufenen Schultheißen gesehen.“ Damit hatte er die Arme am Kleide gepackt und hielt sie fest. „Ja, ja, Du bist's schon, — nur ist das Fell trocken und runzlich geworden, — aber die Larve noch immer so schmerzhaft, als hättest Du Galle getrunken. Schrei nicht, oder ich geb' Dir das Messer da zu fressen, und heraus mit dem Silber- und Kupferblech, bevor jemand kommt. Du magst nur wissen, daß Du hiermit nur für zwei Monate Zinsen zahlst von dem, was des Schultheißen Schwiegervater meinem Vater genommen. Ja merk' Dir's, es wird bald die Zeit kommen, wo ich wieder in dem Hause wohne, allda mein Großvater gewohnt und aus dem meinen Vater des Schultheißen Schwiegervater getrieben, da er ihm den Plemper schuldete.“

Unter diesen Reden hatte der Spitzbube alle Taschen seiner Gefangenen durchsucht und ihr die silbernen Spangen vom Mieder und Kopfe gerissen. Jetzt aber fühlte er sich mit einmal von kräftiger Faust gepackt und wider den Rain geworfen, daß ihm alle Rippen krachten und er nicht sogleich wieder aufzustehen vermochte, — die Befreite aber in herzlichem Danke zu Gott und ihrem Retter sich erhob.

„Hat Euch der Elende wehe gethan, gute Frau?“ fragte der Altgeselle, sich zu dem armen Weibe wendend.

„Ich bin nicht beschädigt, Herr, als was er mir vom Kleid und Haar gerissen, Gott und Euch zu danken!“ entgegnete die Frau und richtete sich auf, weiter zu eilen.

„Wollt Ihr mir nicht sagen, woher Ihr kommt?“ fragte freundlich der Geselle. „Es ist mir, als hätt' ich Euch schon einmal gesehen!“

„Es könnte sein, aber wenn Ihr Euer gutes Werk krönen wollt, so erlaßt mir die Antwort und erlaubt, daß ich meines Weges gehe!“ bat die Wanderin.

„Daran sollt Ihr nicht gehindert sein, — ich meinte nur, Euch bei der Hochzeit meines Meisters vor zehn Jahren gesehen zu haben. Wenn das wäre, würdet Ihr mir einen Gang ersparen können; und darum sagt, ob Ihr nicht die Base Gertrud von Türkheim seid?“

Die Frau schaute ihn groß und mit bestürzter Geberde an. Dann fragte sie:

„Wer seid denn Ihr, Herr? Aber laßt mich jetzt, denn seht, der schlimme Gesell dort kommt wieder auf die Beine!“

„Der wird Euch jetzt wohl in Ruhe lassen, so lang der Altgesell des Schultheißen bei Euch weilt. Seht, der bin ich, und wurde von der Frau Meisterin ausgeschickt, nach dem Herrn zu suchen!“

„Dann geht nur mit mir wieder in die Stadt zurück!“ sagte mit wichtiger Miene die Frau und griff ihn an der Hand. „Auch an Euch geht meine Botschaft, daß Ihr wachen sollt, — Euer Herr wird bald kommen und, will's Gott, bleiben!“

„Nun dann allen Himmeln Preis!“ rief der Altgeselle freudig und kehrte an der Seite der Frau, als die untergehende Sonne das Münster zu St. Martin rot malte, nach dem Thore der Stadt zurück.

Freude und Bangen herrschte an jenem Abende in allen Herzen im Hause des Domherrn, als Base Gertrud solch willkommene Botschaft brachte, wenn sie auch nicht mehr wußten, außer dem Domherrn selber, als daß jetzt der Vater und Meister im Schutze der Grafen von Habsburg weile und bald und sicher in die Stadt kommen wolle. — Aber die Nacht ging herum und der Vater kam nicht. Der andere Tag ging hin, und brachte in den Hof des Domherrn nichts, denn ein großes Weinfaß, das die Leute des Küfermeisters Leitmann aus einem benachbarten

Dorfe hereinfuhren, weil dort der Domherr einen Keller hatte. Verzagend, da es schon Abend war, zog sich Frau Kunigunde mit dem kleinen Walther, wie ihr Söhnlein hieß, in ihr Gemach zurück und weinte. Da trat die Base Gertrud ein, ging auf sie zu und sagte:

„Warum weinst Du, Gunde, wo Du fröhlich sein solltest?"

„Ach, Gertrud, Du hast mir ob meinem Herrn wohl falschen Trost gegeben. Du weißt es auch nicht, wo er weilt, — o, vielleicht ist er gar schon — —"

Die Verzagende konnte vor Schluchzen nicht weiter reden; Gertrud aber, mit dem frommen, wehmütigen und gottergebenen Ausdruck im Antlitz, blickte die Mutter und ihr Kind eine zeitlang an, als ringe sie mit einer inneren Bewegung; und als die Schluchzende wieder anfing:

„O Du weißt es nicht, wie man ihn lieben muß, Gertrud, — Du kannst mein Leid nicht kennen und fühlen!"

Da sprach die arme Gertrud:

„Er lebt und ist gesund!"

„Und wo weilt er, — sag' es, — ich bitt' Dich um der Wunden Christi willen?"

„Hier, in diesem Hause! Aber willst Du ihn nicht seinen Feinden ausliefern, so verhalte Dich ruhig!"

Damit ging die Base wieder hinaus und überließ Frau Kunigunde ihren Gefühlen, Hoffnungen und Zweifeln. Gertrud, die sanfte, stille Gertrud

hatte seit der Hochzeit ihres Vetters ihr ruhiges Leben in dem Hause des alten Rösselheim zu Türkheim fortgeführt. Nur die stete Wehmut ihres Herzens und die bleichen Züge kündeten den Gram und das Leid ihrer Seele, — sonst war sie mild und gut wie immer. Da starb der alte Rösselmann und seine Frau folgte ihm, so daß das Haus auf den jüngeren Sohn überging, der sich eine von den Töchtern des Städtleins erwählt hatte, — und nun war der armen Gertrud das Leben daselbst verleidet und pochenden Herzens war sie aus dem Hause geschieden, wo sie so viel Gutes genossen, um endlich dennoch den oft wiederholten Einladungen der Frau Kunigunde zu Kolmar Folge zu leisten. Der Zufall hatte sie mit ihrem Vetter zusammengeführt und alsbald hatte sie's übernommen, seine Aufträge in die Stadt zu bringen, aus der er verbannt war. Als sie nun nach dem Gespräch mit ihres Vetters Hausfrau in den Hof kam, waren gerade der Altgeselle und der Küfermeister unter des Domherrn Aufsicht beschäftigt, das hereingebrachte Faß mit Vorsicht in den Keller zu bringen; Gertrud folgte und man ließ sie, als in das Geheimnis eingeweiht, mitfolgen, während des Küfermeisters Gesellen selbst wieder heimfuhren. Der Altgeselle konnte sich bei der Schwere des Fasses nicht enthalten, zu erproben, ob es voll oder leer, und pochte an.

„Schade!" sagte er bei dem hohlen Klang. „Schade, daß ein so schönes Faß nicht gefüllt ist!"

„O, es enthält schon guten und echten Stoff!“ entgegnete lächelnd der Domherr. „Macht nur das Faßthürlein auf und Ihr werdet es dann selbst sehen!“

„Das müßte doch mit Wundern zugehen!“ meinte der Altgesell und klopfte noch einmal wider die Dauben, daß es hohlen Klang gab. In selbem Augenblick aber fiel das Thürlein des Fasses von selbst heraus und ihm folgte — — der Kopf des Schultheißen und dann sein ganzer Leib.

„Der Henker halt's da innen länger aus!“ rief er hart aufatmend, als er gesund und frisch vor seinem erstaunten treuen Gesellen stand. „Jetzt ans Werk, Ihr Lieben alle und seid mir recht herzlich gegrüßt! Draußen vor der Stadt stehen in diesem Augenblicke unsere Freunde, Graf Gottfried von Habsburg, des Straßburger Kriegshauptmanns Bruder, mit seinen Mannen, und sie warten nur auf ein Zeichen von uns. Sammelt in heimlicher Eile so viel unserer befreundeten Bürger in der Stadt, als ohne Aufsehen möglich, und heißet sie Strohhaufen vor ihre Häuser auf die Gasse legen, — ich aber will nun ans Thor, wo ich den Pförtner leicht gewinnen will. So, jetzt eilet fort, meine lieben Freunde und thut, wie ich Euch gesagt, — Du aber, gute, herzliebe Gertrude, was macht mein Weib und Kind?“

„Sie sind wohl und gesund!“ sagte diese, und mit einem innigen: „Gott sei Lob und Dank!“ eilte nun der wieder Heimgekommene bei der an-

gebrochenen Dunkelheit der Nacht hinaus auf die Straße, seinen Plan auszuführen.

Die Wächter am Thore, die ihren alten Herrn noch nicht vergessen hatten, waren schnell gewonnen, sie gaben die Schlüssel her und das Thor flog sparrenweit auf. Jetzt steckte Rösselmann ein Bündel Stroh an einen Spieß, zündete es an und hob es hoch über die Mauer. Da rasselten die auf zwei Ackerslängen von der Stadtmauer haltenden Reisigen über das Feld herüber, stürmten ungehindert durch das Thor, drangen ungestüm in die innere Stadt und laut erscholl der Kampfruf:

„Habsburg hie! Habsburg!"

Hell flackerten jetzt die Strohhaufen in den Straßen auf, um in der Dunkelheit der Nacht besser handeln zu können, und die erschreckte Bürgerschaft sah beim zitternden Strohfeuer die blinkenden Waffen der fremden Krieger, und wußte nicht, was sie beginnen sollte. Bald aber erkannte man, wem es galt. Die Feinde des Schultheißen Rösselmann fuhren bange aus dem ersten Schlaf auf und hörten Hufschlag, Waffengeklirr und das Geschrei der Habsburger; da war an keinen Widerstand zu denken, und unbekleidet, wie sie vom Lager stiegen, versuchten sie die Flucht über die Mauern. Den Meisten gelang es, die andern aber fielen den ergrimmten Kriegern in die Hände und fanden unbarmherzig den Tod.

Noch in selbiger Nacht aber jubelten die übrigen Bürger ihrem zurückgekehrten Schultheiß zu

und begrüßten die Befreier von dem Joche der bischöflich Gesinnten. Auf den Händen trug man den wackern Rösselmann nach dem Ratshofe in den großen Saal, um ihn dort feierlich in seine Rechte und sein Amt wiederum einzusetzen. Die kühnen Krieger aber wurden nach Gebühr gut bewirtet die ganze Nacht hindurch, und als man am frühen Morgen aufbrach, um an das Tageswerk zu gehen, da schmetterten vor dem Thore schon befreundete Trompeten und ein Herold, der durch die Straßen ritt, verkündete die Ankunft des ehrenfesten, edlen und tapfern Grafen Rudolf von Habsburg und Kyburg, Landgrafen des obern Elsasses, Hauptmanns und Panierherrn der freien Städte des Reiches, Straßburg und Zürich.

4.

Es hatte schon den ganzen Tag heftig gewettert und gestürmt, und der kalte Nord jagte die Schneeflocken in wilder Flucht über die Giebel und Schornsteine der Stadt und um die Zinnen des Münsters. Wer daheim bleiben konnte, blieb daheim am warmen Herde, und so saß denn auch der Schultheiß von Kolmar, der wackere Gerbermeister Hans Rösselmann in der heimlichen Wohnstube mit seiner Familie, während unten im Hofe und in den Schuppen der Werkstätte trotz dem ungestümen Wetter lustiger Gesang der fleißigen Gesellen erscholl. Frau Kunigunde und Base Gertrud saßen mit dem Rocken am Herde und

spannen fleißig darauf los, der Meister aber schnitzte an Lanze und Bogen für den kleinen Walther, der zwischen seinen Knieen stand und ungeduldig zuschaute. Dabei schwatzte Herr Röselmann in aller Gemütlichkeit mit dem Knaben, mit seinem Weibe und der Base Gertrud. Eben sagte er wieder:

„Ja, ja, ich sag' es immer wieder, der Altgesell hat ein Aug' auf Dich, liebe Gertrud! Da müßt ich doch blind sein, wo ich das nicht merken würde, da der ehrliche Gesell kein Fältchen seiner Seele vor mir verheimlichen kann. Und Du wirst doch selbst schon Dich überzeugt haben, wie er Dir wohl will, wenn er Deiner am Thore des Münsters wartet, um Dich aus der Messe heim zu geleiten, — wie er im Dom selber oftmals seine Augen dahin wendet, wo Du kniest, und wie — —"

„Da müßte man dafür halten, daß auch ich während des heiligen Gebets meine Augen umherschweifen lasse, um nach ihm zu sehen, wenn ich solches bemerken soll!" sagte ernst die bleiche Base und blickte nur auf, um ihrem Vetter einen fast vorwurfsvollen Blick zuzusenden. „Du wolltest doch also nicht von mir denken, Vetter Schultheiß?"

„Nun, und was hätt' es so Großes auf sich, Gertrud?" fragte der Schultheiß sichtlich in guter Laune. „Ich weiß, daß ich es dereinst gerade so gemacht, und meine Gunde wird's wohl auch nicht leugnen, daß sie ihre Äuglein öfters nach mir

wandte, wenn sie, wie das Röslein im Kranz, unter den andern Mägdelein im Gebete lag. Bin damals auch des Sonntags oder Abends in der Freistunde lieber daheim geblieben in der Stube, wo mein Lieb weilte, als mit den andern auf den Trinkstuben gelegen, — gerade wie jetzt auf einmal der gute Gesell, seit Du in unserm Hause weilst. Sonst drängte es ihn auch nicht gar so sehr in das heilige Münster, jetzt aber rufen die Glocken kaum zum ersten Male Sonntags von den Türmen, steckt er schon in der Feiertagsjacke, und man muß es nur sehen, wie er sich durch die nach dem Haus des Herrn Wallenden drängt, um im Dom in Deiner Nähe stehen zu dürfen und Dich beten zu sehen. Denn das muß ich Dir sagen, daß Dein Anblick im Gebet schon den leichtfertigsten Gesellen fromm und gottesfürchtig machen möchte!"

Gertrud war aufgestanden, ihre Bewegung verborgen zu halten und machte sich am Erkerfensterlein etwas zu thun. Thränen standen ihr in den Augen und ihr Herz schlug hörbar, während der Sturm an die Thüren und Wände pochte und die Flocken im wilden Getriebe durch die Straße jagte.

„Welches trübe, schlimme Wetter!" hob sie dann mit einem unterdrückten Seufzer im Busen an. Aber der Schultheiß ließ sich nicht ableiten und fuhr fort:

„Was hast Du, Gertrud, gegen den guten, treuen Gesellen, daß Du nichts von ihm hören

willst? Er ist herrlichen Gemüts und fleißig und geschickt wie keiner. Er mag nur ein halb Dutzend Jahre mehr haben denn Du, und wenn Du es nur überlegst, so wirst Du ihn nicht ausschlagen!"

„Schweige, Vetter, thu's mir zu Gefallen und rede so nicht weiter!" bat jetzt mit zitternder Stimme die Arme.

„Was hast Du gegen ihn, sag' es, Gertrud?" fragte ernster der Schultheiß.

„Nichts, gar nichts, — er ist ja treu und gut, wie Du sagst und wir alle wissen! Horche nur, wie die Dohle an den Türmen drüben im Sturme schreit! Das bedeutet nichts Gutes!"

„So vergelte seine Liebe zu Dir, — er ist es wohl würdig!" fuhr der Schultheiß immer ernster redend fort, und ohne auf den Versuch seiner Base, ein anderes Gespräch einzulenken, geachtet zu haben. „Er ist Deiner wohl wert und kann Dich glücklich machen!"

Gertrud legte die Hände auf den gepreßten Busen und fing mit fast erstickter Stimme an:

„Willst Du mich also aus dem Hause haben, Vetter Schultheiß?"

„Gott wahr' mich vor solchen Gedanken! Ihr beide müßtet, so lange ich am Leben bin, in diesem Hause wohnen! Nimm den guten Gesellen, Gertrud, nimm ihn!"

„Ich wollte ihn nehmen, wenn ich je einem Manne die Hand reichen würde!"

„Dann willst Du eine Nonne werden und ins Kloster gehen?"

„Will's Gott, so lange nicht, als mir dies Haus gerne ein gastlich Obdach gewährt!"

„Das sollst Du haben, so lange es einen Bürger in Kolmar giebt, der den Namen Rössel-mann trägt. Gottlob ist es mir gewährt, Dir, meine treue gute Schw.ster, eine ruhige Zuflucht zu gewähren! Der Stadt Schutz ist in sichere Hände gelegt, und unsere Feinde mögen uns und die gewahrte Freiheit der Stadt begeifern, wie sie's wollen, — schaden werden sie uns nicht mehr viel, dafür bürgt die Freundschaft der Bür-gerschaft zu Straßburg und der edlen Habsbur-ger Herren, wie auch unsere eigene Einheit, Kraft und Vorsicht. Bereits haben die Straßburger, Edle und Zunftgenossen ihre Banner gegen unsere Feinde aufgeworfen und fliegen lassen, und ist es Gottes Wille, werden wir uns ihres Sieges freuen dürfen!"

So sprach der wackere Schultheiß vor seiner Familie, als stände er im Rate und vor den Zünften; das war er so gewohnt, wenn es ge-rade sein Herz bewegte, von den Stadtangelegen-heiten auch im Schoße der Seinen zu sprechen. Jetzt aber stand er auf, stülpte den Filzhut aufs Haupt und warf den weiten Mantel um, indem er der fragenden Gattin bedeutete, daß er noch, obgleich es bereits schon Abend werden wolle, auf den Ratshof müsse.

Ein trübes, banges Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, überkam ihn, als er so zwischen den Häusern dahinschritt, um

deren hohe Giebel und Firsten schaurig und greulich der Sturm pfiff und ihm die Schneeflocken unter der Krempe des Hutes ins Gesicht trieb. Auf den Münstertürmen zu St. Martin heulten und schrieen die Dohlen ganz ungeheuerlich mit dem tobenden Sturm um die Wette, — da hielt ihn jemand am Mantel fest, daß er sich alsbald umwandte. Es war der Schelmenjörg, der neben ihm stand, wieder wie gewöhnlich im trunkenen Zustande, und der Schultheiß mochte sich wohl wundern, ihn zu sehen, da er seit dem glücklichen Handstreich, der die Stadt von den Bischöflichen befreite, sich nicht mehr hatte blicken lassen. So erschien der Elende heute dem Schultheißen in dessen ohnedies trüber, ungewisser Ahnung, gleich wie ein Bote des Übels und schlimmer Dinge, daß er sich nicht enthalten konnte, indem er mit Abscheu etwas zurücktrat, dem Trunkenen zuzurufen:

„Wie? frecher, schlimmer Geselle, Du wagst hierher in die Stadt zu kommen und vor mein Antlitz zu treten?!“

„Bei Gottes Bart, ja, Hans Rösselmann von Türkheim!“ rief mit verächtlichem, höhnischem Ausdruck der Bube. „Ich wag' es, Euch unter die Nase zu stoßen, als dächt' ich an die Zeit, da Ihr daher gekommen seid in die Stadt, die Ihr und Eure Sippe auffressen wollt. Teufel auch, daß mich's nach meiner Väter Haus und Eurem Elend gelüstet, — daß ich da wieder wohnen will, wo mein Großvater gewohnt, und daß ich Euch

Wucherpack hinauswerfen will auf die Straße, wo Ihr in Sturm und Wetter hungrig und elend wandeln möget! Ha! ha!"

„Da hast Du, was ich in der Tasche habe, und stille Deinen Hunger, — aber dann packe Dich, Geselle, wenn Du nicht in den Turm wandern und Wasser trinken willst," sagte gutmütig und den herabgekommenen Menschen bemitleidend der Schultheiß und wollte weiter.

Der Bettler untersuchte die Münze in Eile und hob wieder an:

„Wahrlich, Schultheiß! Ein Filz seid Ihr nicht. Aber Ihr würdet mir gerne das Dutzendfache geben, wenn ich Euch sagte, was ich weiß!"

„Und was weißt Du?" fragte Rösselmann nochmals, sich umwendend.

„Nu, nu, verschiedene Dinge!" erwiderte pfiffig und einfältig zugleich sich stellend der Bettler. „Ich weiß, daß es nichts Gutes bedeutet, wenn man einem Bettler, der ein Räuschlein hat, noch Geld giebt und wenn die Dohlen im Sturme vom Münster dort schreien!"

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, wandte sich jetzt der Meister von dem Gesellen und ging auf den Ratshof hin. Die Unruhe seiner Seele war wo möglich noch größer geworden, und ohne sich lange auf der Amtsstube aufzuhalten, machte er, tief den Hut in das Gesicht gedrückt und in den schützenden Mantel gehüllt, durch das stürmische schneestöbernde Wetter die Runde auf den Mauern der Stadt, besah beim Dämmerlicht des

Abends alle Türme und sah bei allen Thoren und Pforten nach, um sich von der Wehrhaftigkeit der Werke und der Wachsamkeit der Wächter zu überzeugen. Am Steinbruckthor stand ein alter, treuer Geselle und mochte sich wundern, daß er den Schultheißen in dem greulichen Wetter daherkommen sah.

„Gott zum Gruß, Herr Schultheiß!“ sagte der Wächter und senkte den Spieß auf das Pflaster. „Ein schlimm ungeheuerlich Wetter heute!“

„Ja, aber wird wohl nicht hindern, daß unsere braven Knechte nur desto wachsamer am Thore und auf den Mauern sind!“

„Ei bewahre, Herr Schultheiß. Hab' nur Eurethalben das Wetter so genannt! Wir alte Kriegskatzen sind das schon so gewohnt und kümmern uns nicht mehr um den Sturm, als der alte Turm da, den er vergeblich umwerfen wollte!“

„Hütet wohl, guter Gesell, — die Nacht wird finster und stürmisch sein, wo man eine Feste leicht überlaufen könnte!“

„Habt deshalb keine Sorge, Herr Schultheiß. Ihr dürft ruhig schlafen!“ — —

Daheim saß schon alles wieder beim warmen Herde beisammen, — Frau Kunigunde und Base Gertrud, auch der Altgeselle war da und schnitzte in der abendlichen Feierstunde an dem Bogen und der Lanze des Knaben weiter. Mehr als einmal sah er von seiner Arbeit auf, um nach der frommen Gertrud zu schauen, die ohne eine Silbe zu sprechen am Rocken saß und spann, während im

Kamine der Wind pfiff und das Feuer, auf dem Herde unruhig hin und her flackernd, fortknisterte und die Kohlen zusammensanken.

Da trat der Meister ein, spritzte den Schnee vom Hute und hing den Mantel auf.

„So!“ sagte er, um sich schauend. „Jetzt dürfen wir ruhig beisammensitzen und schwatzen nach Begehr, — die Wächter sind treu und wachsam und Thore und Mauern fest!“

Frau Kunigunde blickte mit besorgter Geberde nach ihrem Manne.

„Hast Du Sorge wegen eines Überfalls, mein Lieber?“ fragte sie.

„Das nicht gerade, aber Vorsicht ist bei allen Dingen und allezeit gut!“ erwiderte der Schultheiß, dem Base Gertrud einen bittenden Blick zugeworfen hatte, damit er ja nicht wieder das Gespräch vom Abend erneuere. Er willfahrte ihr gerne und sprach von anderen allgemeineren Dingen und sagte endlich zu dem Altgesellen:

„Ihr Gesellen habt heute Nachmittag ein gar schön und trefflich Liedlein gesungen, das unser Freund, den sie den hochberühmten Herrn von Kolmar nennen, zuerst hat gedichtet und gesungen! Gertrud, hol' ein Krüglein neuen Wein herauf, auf daß unserm lieben Gesellen das Singen besser gelinge!“

Gertrud holte das Krüglein und nach herzhaftem Bescheid that auch der Geselle nach seines Meisters Wunsch und sang die Weise, welche dazumal im Elsaß erst war aufgekommen und von

den fahrenden Sängern herumgetragen, schon bei allen Reigen und Tänzen in Stadt und Land und auf allen Trink- und Zunftstuben gesungen wurde. Es heißt, unserm Deutsch angepaßt:

„Mir sind von den Kinden
Bis hierher meine Tage
Entflogen mit den Winden;
Ich wollt von Herzen klagen
Könnt' es nur helfen, nun hilfet es nicht.
Was ich auch darum thäte,
So wär' es doch geschehen;
Dies Leben ist unstäte,
Wie Ihr wohl selbst gesehen,
Wann es erlöschet der Tod, als ein Licht.
Wir soll'n uns bei Zeiten des Besten beraten:
Ergreift uns mit der Schuld die Nacht, so ist es zu spate!"

Der Altgeselle mußte immer wieder diese Verse des Liedleins singen, bis mit dem Wunsche der „guten Nacht!" sich alle dem Schlafe überließen.

Ruhig und sich dem Herrn empfehlend hatten sich alle niedergelegt. Mit Schrecken sollten sie aufwachen. — Das Haus des Schultheißen war nicht weit von dem Steinenbruckthore entfernt und in der dämmernden Frühe, da noch alles schlief, erscholl plötzlich unten am Hausthore der Ruf:

„Feinde jo! Feinde jo! Sturm!"

Rösselmann hörte es und glaubte zu träumen. Aber nochmals ertönte angsterfülltes Geschrei von der Straße herauf:

„Herr Schultheiß heraus! Bürger auf! Sturm! Sturm!"

Jetzt springt der Schultheiß vom Lager, wirft sich in ein Wams, springt hinunter in die Gesellenstube und ruft:

„Auf, meine lieben und getreuen Knaben! Wappnet Euch — die Feinde sind da und dringen durchs Thor!“ —

Wirklich hatten die Bischöflichen unter der Anführung des Herrn von Winegk und anderer Edeln der Umgegend im Vertrauen auf die Mitwirkung einiger Freunde in der Stadt, den Überfall bei Thoröffnung in der Frühe gewagt, die treuen, überraschten Wächter niedergehauen, und drangen eben in großer Anzahl in die Straßen der Stadt, indem sie laut das Losungswort des Bischofs von Straßburg hereinschallen ließen. Voraus rennen einige heißblütige Edle, und sind schon am Münsterplatze, während der Schultheiß Rösselmann sich an die Spitze seiner Gesellen und einiger benachbarten Bürger stellt.

„Hierher, hierher, meine lieben, guten Freunde!“ ruft der wackere Mann den Gefährten zu. „Heute wollen wir zeigen, daß wir der Freiheit des Reiches würdig sind! Mit Gott nur mir nach, wer an diesem Tage mit mir sterben und genesen will!“

Und damit ging es kühnmutigen Herzens den andringenden Feinden entgegen. Frau Kunigunde lag daheim in verzweifelter Angst auf den Knieen, für des Gatten Leben zu beten, — Base Gertrud aber sprang ans Fenster und sah auf die Straße; ein verzweifelter Kampf hatte bereits begonnen und laut dröhnte Streitruf, Hufschlag und Schwer-

tergeklirr an ihr bebendes Herz. Sie konnte aus dem fürchterlichen Getümmel in der engen Straße nichts weiter unterscheiden, als die erhobenen und mit kräftigen Streichen niederfallenden Schwerter und Streitäxte. Da hielt sie es in ihrer Angst nicht länger aus, warf einen Mantel um, und ohne recht zu wissen, was sie that, eilte sie auf den Kampfplatz. Ein stöhnender, ächzender Ge-'elle schleppte sich eben aus dem Gewühl und sank über und über blutig mit zerschmettertem Arm auf die Staffel eines Hauses. Gertrud eilte auf ihn zu, um ihm wo möglich zu helfen.

„Gott! Ihr seid's, Jungfer Trude!" brachte der arme Junge hervor. „Sie haben mir wohl des Lebens Rest gegeben; aber der Meister, unser werter Meister, der steht drinnen mit gespaltenem Helm! Wohl wettert er noch weidlich drein und der Altgeselle steht ihm treulich bei, — aber wenn nicht Hilfe kommt, geht's wohl bald auch mit ihnen zu Ende! Seht, dort steht er — dort — dort!"

Der arme Junge konnte nicht weiter reden. Gertrud sah hin und schrie in greulicher Angst auf, — eine mächtige Streitaxt fuhr ihrem todesmutigen Vetter in die kühne Stirne, daß sie borst und einen mächtigen Blutquell entsandte, — er selbst aber sank in den linken Arm des treuen Altgesellen, dessen Rechte dem Thäter also das breite Zunftschwert in den Nacken trieb, daß er mit gellendem Todesschrei zusammenstürzte. Jetzt trug der Treue, überall um sich schlagend und der Streiche wehrend, den Meister aus dem schreck-

lichen Getümmel, — Gertrud, die Arme, sprang vor und umfaßte den blutigen Körper.

„Der Meister ist tot!“ sagte mit trüber, zitternder Stimme der Altgeselle, indem er die Leiche in den Schoß Gertruds, die von unsäglichem Schmerz überwältigt an die Mauer des Hauses gesunken war, gleiten ließ. „Bewahret sie, liebe Jungfer Gertrud, — ich muß mir wohl auch den Gnadenstreich jetzt dort von den Feinden holen!“

Und damit ging der ehrliche Geselle wieder an seinen Platz.

Jetzt aber eilten aus allen Häusern die erwachten Bürger auf den Kampfplatz, dumpf riefen die Glocken von St. Martin zum Sturm und der Streiter wurden immer mehr. Sie sahen das Weib an der Hauswand, wie sie eine blutige Leiche an sich preßte, sie erkannten die Base Gertrud und ihren erschlagenen Vetter! Da fuhr heißer Grimm in ihre Herzen und sie dachten nur an Rache.

„Der Schultheiß ist tot!“ hallte von Mund zu Mund, „verderbt seine Mörder!“

Wutentbrannt und mit dem Stachel des Schmerzes schlagen sie auf den Feind, treiben und drängen ihn an die Mauern und er flieht in wilder angstvoller Flucht durchs Thor, — zwanzig seiner Ritter und Edeln büßen unter den Schwertern und Äxten der Bürger, die andern werden in die Ill und über die Mauern gestürzt; und als ihrer keiner mehr übrig war, hatte der Grimm der Bürger seine Grenzen noch nicht gefunden. Wer

in der Stadt verdächtig war, mußte sterben, mehrere wurden von Pferden zur Richtstätte geschleift und ihr Körper aufs Rad geflochten, so auch der Schelmenjörg, der sich ertappen ließ. — Aber damit gewann man nicht mehr das Leben des Schultheißen. Der war tot für immer, und mit seiner armen Hausfrau weinte ihm die Stadt nach. Es konnte Frau Kunigunden nicht zum Trost gereichen, daß der erlauchte Schutzherr der Stadt, Rudolf von Habsburg, für sie und ihre Kinder stets ein gütiger Gönner sein wolle, da auch der treue Altgesell, der die Gerberei hätte fortführen können, an seinen Wunden gestorben war. — Die Klarissinnen zu Alspach erhielten damals einen neuen Zuwachs, — Base Gertrud nahm den Schleier. — Kolmars Freiheit war begründet, und dem sie zu danken, das war Hans Rösselmann, der wackere Schultheiß.

Der Kolmarer Schwur.

„Das schändlichste der Übel
Nenn' ich lügenhafter Worte Trug."

Im Jahre 1424 hatten die Bürger von Kolmar einen Streit mit Ritter Ulrich von Rappoltstein im Elsaß. Die von Rappoltstein besaßen nämlich von alters her das Recht, von dem Hauenstein bis herab zum Hagenauerforst Streifjagden anzustellen. Genannter Ulrich betrachtete diese Jagd als Lehen und dehnte das vermeintliche Recht auch auf den Nieder-

wald aus, welcher der Stadt Kolmar gehörte, ja er behauptete sogar, der Niederwald sei sein Eigentum. Da aber die von Kolmar besagtes Eigentumsrecht bestritten, verklagte Ulrich den ehrsamen Rat der Stadt und behauptete in seiner Klage, derselbe habe den Grenzstein bei dem Dachsbrunnen, auf welchem sich das Rappoltsteiner Wappen befunden, hinweg genommen. Aber trotz dieser und anderer kränkenden Beschuldigungen behielt die Stadt ihr Recht und den streitigen Niederwald.

Der erboste Ritter Ulrich schwur den Spießbürgern von Kolmar Rache. Wie er dieselbe fand und ausübte, erzählt unsere Sage.

Eines Tages erschien Ritter Ulrich bei dem Bauer Werlin auf dessen Meierei hinter Gemar. Werlins Voreltern waren in Kolmar seßhaft gewesen und hatten sich daselbst eines blühenden Wohlstandes erfreut. Sie mußten aber aus besonderer Veranlassung die Stadt meiden, weshalb sie und ihre Nachkommen verarmten und dem Boden mit harter Arbeit ihr Brot abgewinnen mußten, deshalb waren sie der Stadt Kolmar feindlich gesinnt.

Ulrich redete das Bäuerlein gar freundlich also an: „

„Ihr müßt Euch hart plagen, Alter! und ich weiß doch, daß Ihr heute in guter Ruhe als ehrsamer Bürger zu Kolmar in der Stadt sitzen könntet, wenn sie Eurem Großvater nicht so großes Unrecht zugefügt hätten."

Ei freilich, Herr!“ erwiderte der Bauer giftig, „die Kolmarer sind Schelme und Spitzbuben! Meinen Großvater, der auf den Ruf der Sturmglocke nicht an seinem Platze erschien, haben sie ins Elend gejagt, darum bin ich kein wohlhabender Stadtbürger, sondern ein armes Bäuerlein, das im Elende sitzt bis über die Ohren.“

„Potz Velten! die filzigen Handwerker und Krämer!“ rief der Ritter in erheucheltem Zorn. „Wir wollen solches Unrecht nicht mehr länger geduldig mit ansehen, wollen besser auf unsere guten Rechte pochen und den Tintenklecksern auf die Diebsfinger klopfen. Ihr wißt doch, guter Werlin, daß der Niederwald samt dem Ried von jeher unser eigen war, und daß uns ihn die Ränkeschmiede von Kolmar auf die schmutzigste Weise abgenommen haben? Es ist dies zwar schon vor langer Zeit geschehen, aber es ist noch in aller Leute Gedächtnis. Ach, ich sehe es an Euren Augen, Ihr wißt es ja auch noch! Mann, was Ihr doch für ein behaltsames Gedächtnis habt!“

Der Bauer Werlin hatte aber bis dahin von diesen Flausen nichts gewußt, als aber Ritter Ulrich weggegangen war, wußte und glaubte er die windige Geschichte, er behauptete sie auch steif und fest und sprach überall von Lug und Trug, welchen die Kolmarer an den Rappoltsteiner begangen hätten.

Bald ging denn auch ein übles Gerede durch den Elsaß. Allenthalben erzählte man sich: „Alte und glaubwürdige Männer wüßten, daß vor Jah-

ren die Kolmarer aufgefordert worden, ihre Rechte an das Ried und den Niederwald zu beweisen, weil sie verdächtig seien, diese Güter durch betrügliche Anschläge an sich gebracht zu haben. Da wären denn sieben Kolmarer Ratsherrn auf dem Ried vor dem Schiedsrichter erschienen und hätten geschworen:

Bei dem **Schöpfer** über uns, wir stehen hier auf **eignem Grund und Boden**, das schwören wir Euch zu!

Auf diesen Schwur hin sei Wald und Ried bei der Stadt Kolmar geblieben. Von den sieben Schwörern sei aber keiner eines ehrlichen Todes gestorben, weil die Schelme samt und sonders falsch geschworen gehabt. Der Schöpfer nämlich, bei dem sie geeidet, sei ein Löffel gewesen, den jeder von ihnen unter der Mütze getragen, und der eigne Grund und Boden, auf dem sie gestanden, sei die Erde gewesen, die sie am Fuße des Kolmarer Galgens genommen und in ihre Schuhe gesteckt hätten.

Diese üble Nachrede machte im ganzen Elsaß die Runde und schadete dem Rat von Kolmar sehr. Es half ihm gar nichts, daß er sein wohlverbrieftes Recht bewies, es half ihm auch nicht, daß der Bauer Werlin auf seinem Sterbebette die ganze Schwindelei bekannte. Der fatale Schwur blieb den Kolmarer an den Rockschößen hängen und bereitete ihnen manchen Ärger, weil derselbe bei lustigen und streitigen Angelegenheiten von den Bauern als Stichelwort benutzt wurde, wo-

rüber sich dann die ehrsamen Städter sehr erbosten.

Auch heute ist die Schwurgeschichte des Rappoltsteiners noch nicht ganz eingeschlafen und schon manches Bäuerlein und mancher Witzbold ist darob mit zerzausten Haaren und empfindlichem Buckelweh nach Hause geschlichen.

Kommst Du, freundlicher Leser, etwa einmal nach Kolmar, so sei fein vorsichtig!

Mülhausens Wappenschild.

Das Wappen Mülhausens, im Elsaß an der Straße von Straßburg nach Basel gelegen, ist ein rotes Mühlrad in weißem Feld.

Ihr les't in alten Mären,
Wie Etzel vom Hunnenland
Mit seinen wilden Heeren
Getobt am Rheinesstrand.
Verheeret und verlassen
Stand Anger da und Haus,
Es zogen die armen Sassen
Nach fernen Landen aus.

Kam auch am Wanderstabe
Ein Müller ins Alsaland,
Auf dem Rücken die leichte Habe,
Sein Töchterlein an der Hand;
Er sah die weiten Auen,
Die Ill so klar und rein,
Und sprach: Hier laß uns bauen
Ein Hüttchen, still und klein.

Da fällt die Rieseneiche
Der Greis mit Jünglingsmut;
Er führet kräftige Streiche
Und hämmert und meißelt gut.
Bald ist das Werk am Ziele:
Es steht am Flutgebraus,
Mit flinkem Räderspiele
Ein lustig Mühlenhaus.

Den Bau besieht mit Freude
Der rüst'ge Müllergreis;
Er sichtet das Getreide
Und mahlt mit regem Fleiß;
Das holde Mägdlein gehet
Dem Vater rasch zur Hand,
Sie sammelt ein und säet
Und baut das Heideland.

Einst auf der Thürenschwelle
An kaltem Wintertag,
Ein junger Kriegsgeselle
Erschöpft und müde lag.
Sein hartes Los er klaget —
Da spricht der Greis: „Tritt ein!
Du sollst, wenn Dir's behaget,
Mein Müllerbursche sein!“

Dem Burschen hat's gefallen,
Er in der Mühle blieb,
Er thät gar fleißig mahlen
Und war dem Müller lieb.
Er aber trug wohl immer,
Das Mägdlein in dem Sinn,
Und sein vergaß auch nimmer
Die holde Müllerin. . . . .

Wohl mag Euch klar nun scheinen
Warum nach kurzer Frist

Aus dem Müllerhaus, dem kleinen,
Ein Dorf erblühet ist.
Das Dorf, das wuchs in Bälde
Heran zur schmucken Stadt,
Drin glänzt in weißem Felde
Noch jetzt das Mühlenrad.

Das Lügenfeld.

„Bei Thann, da grünen Triften voll reicher Wiesenflur,
Und lustig rauscht dazwischen die himmelblaue Thur;
Doch öde liegt inmitten der blütenreichen Welt,
In meilenweiter Strecke, das brache Lügenfeld."

Im Ober-Elsaß, an der blauen Thur, liegt das schöne Städtchen Thann. Dem Freunde der romantischen Sage ist dasselbe in zweifacher Hinsicht merkwürdig, einmal wegen seines Kirchturms, dann auch wegen des Lügenfeldes, das sich in seiner Nähe, inmitten einer reizenden Umgebung, in meilenweiter Strecke, brach und öde ausbreitet.

Eine liebliche Sage erzählt, daß in altersgrauer Vorzeit das Elsaß von einer solchen Dürre ist heimgesucht worden, daß die Bäche und Brunnen vertrockneten, und bei unerträglicher Hitze großer Wassermangel eintrat. Damals bauten die Thanner einen neuen Kirchturm, und da kein Wasser vorhanden, war man in großen Sorgen, wie der Mörtel zum Bau zu beschaffen sei. Doch, ist die Not groß, ist auch die Hilfe nicht weit. Hatte der Himmel Tau und Regen versagt, so füllte er dafür um so reichlicher die Beeren der Rebstöcke mit goldenem Naß. Ja, der Weinsegen war

in jenem Jahr so groß, daß ihn die guten Thanner nicht zu bergen wußten; es fehlte allenthalben an Behältern, Kübeln und Fässern.

„Sollen wir," sprach einer, „die Reben hängen und ihr feuriges Blut zur dürren Erde rinnen lassen?" — „Nicht doch," antwortete ihm ein Weiser, „dorten am Gotteshause fehlt es ja an Flüssigkeit, darum bringt ihn her, den schäumenden Most, daß bald der Mörtel fließe und der Turm sich erhebe zur Ehre Gottes, der uns den Wein giebt!"

Und so geschah es. Statt mit Wasser, bereiteten die Thanner den Mörtel mit Wein, und als mit dem kochenden Kalke die feurige Flut sich mischte, ward Thann und seine Umgebung mit gar lieblichen Wohlgerüchen erfüllt.

Noch heute steht jener Turm fest und ungebrochen, denn sein köstlicher Mörtel trotzt ewig dem Zahne der Zeit. Wenn aber die Traube in der Blüte steht, duftet er in süßer Lieblichkeit und die metallenen Zungen seiner Glocken singen und klingen in wunderbarer Harmonie:

Uns erhebt der Wein nach oben,
Daß wir seinen Schöpfer loben.

Nicht so lieblich, wie vom Kirchturm, nein, grauenhaft und erschütternd lautet die Sage vom Lügenfeld, das uns der Dichter Adolf Stöber also schildert:

„Da sprießen keine Saaten, da schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter wuchern hervor aus schwarzem Ried,
Der Bauersmann sich kreuzet und flüchtet schnell vorbei;
Ein Fluch hat längst getroffen die bange Wüstenei."

Jene menschenleere, öde Heidestrecke macht auf den Besucher einen gar unheimlichen Eindruck. Nur mit innerem Widerstreben betritt er die meilenweite Wildnis; denn kein Mensch begegnet ihm darin, keine Blüte, kein grünendes Blatt begrüßen ihn, nur weißgebleichte Schädel grinsen vom dunklen Moosgrunde zu ihm herauf, als wollten erstaunt sie fragen: Wie kommst Du, o Mensch, in dieses Totenfeld?

Einst verirrte sich ein fremder Wanderer in diese Einöde. Da, als gerade sein Fuß an einen Schädel stieß, daß er klappernd fortrollte und ihn im Mondesglanze schauerlich angrinste, verkündete die Glocke vom nahen Turme die Mitternachtsstunde. Zugleich kollerte und polterte es in der Tiefe, als entstiege dem Bauche der Erde eine höllische Welt. Die Schädel und Knochen des Feldes fügten sich zu Skeletten zusammen, und aus der Tiefe stiegen in großen Massen Knochengerippe und reihten sich, auf schwanken Beinen, in Glieder, bis Heere gegen Heere standen. Ein heiser Kommandoruf, der das Blut des Verirrten fast zu Eis erstarrte, erscholl, dann fielen sich die Gerippe in wütendem und haßerfülltem Kampfe an. Das Rasseln und Prasseln der Eisenschwerter auf die Knochenleiber, das Stöhnen und Wimmern der Niedergeschlagenen, erfüllte die Luft mit schauerlichem Getöse.

Plötzlich stand vor dem entsetzten Wanderer eine drohende Kriegergestalt in eisernem Harnisch und rief mit Grabesstimme ihm zu:

„Was rief Dich, Unglückseliger, in diese Wildnis her?
Was rief Dich, uns zu wecken aus Träumen tief und schwer?
Da drunten in den Höhlen, in meilenweitem Gang,
Da schlafen ganze Heere vielhundert Jahre lang.

Verruchter Söhne Frevel, geschworener Treue Bruch
Hat längst auf uns geladen des Himmels Rachespruch;
Vernimm die grause Kunde — Du stehst an selber Statt.
Wo Ludewig den Frommen sein Heer verraten hat.

Wir schlossen dichte Reihen bis an die Berge fern,
Gerüstet, ihn zu schirmen den königlichen Herrn;
Da zog in blanken Waffen der Söhne Schar heran,
Von dumpfem Rauschen dröhnte der weite Rasenplan.

So stürmten sie herüber, die frevlen Brüder vorn,
In ihren Fäusten Schwerter, in ihren Blicken Zorn!
Durch unser Lager schlüpfte der tückische Lothar
Und bot uns blanke Münzen und glatte Worte dar.

Drauf schlugen die Verruchten des alten Vaters Hand —
Er bot sie schon zum Frieden — in schweres Eisenband,
Sie rissen ihm die Krone vom Haupte silberweiß
Und führten ihn von hinnen, den weltverlass'nen Greis.

Und Ludewig der Fromme das Aug' gen Himmel schlug:
„Ist denn geschwor'ne Treue und Kindesliebe Trug?
Weh, falsche Söldnerscharen, so feil und so verrucht!
Weh dir, o Lügenstätte, — ihr seid fortan verflucht!"

Der Himmel hat vollzogen des Greises Rachewort,
Die Bäche sind vertrocknet, der Anger liegt verdorrt,
Und keine Saaten sprießen, es schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter schießen hervor aus schwarzem Ried.

Und in den Höhlen drunten, in meilenweitem Gang,
Da schlafen unsre Scharen vielhundert Jahre lang,
Da schlafen auch die Brüder, die frevlen Söhne drei,
Verrostet sind die Schwerter, verstummt das Siegsgeschrei.

Fleuch, Wandersmann, von hinnen und sag es aller Welt,
Weß Fluch in diesen Gauen uns tief in Schlummer hält."

Kaum hatte der gespenstige Krieger geendet, so tönte mit sonorem Klange der Glockenschlag eins. Mit Donnerdröhnen öffnete sich die Erde, die Gerippe versanken in den schwarzen Abgrund, und trostlos wie vorher lag die Heide da.

Der Wanderer aber, von grauenhafter Angst erlöst, entfloh gen Thann und berichtete die schauerliche Mär, die er auf dem Lügenfeld[1]) erlebt.

---

1) Über die Lage des Lügenfeldes, wo Ludwig des Frommen Söhne ihren Vater so schändlich verrieten, ist man verschiedener Meinung. Das Rotläuple bei Kolmar, die Ebene von Ruffach, das Ochsenfeld bei Sennheim, die Ebene am Sigolsheimer Berg, streiten um die traurige Ehre. Doch nehmen Forscher wie Schöpflin, Ingold 2c. das Ochsenfeld bei Sennheim als Thatort an, und man wird in dieser Annahme noch dadurch bestärkt, daß eine Feldmark des Dorfes Uffholz bei Sennheim, heute noch den Namen „der Lieger", auch „Lüger" trägt.

Das Münster zu Thann.[1]

„Mein lieber Knecht Materne,
Für alle Deine Treu'n
Möcht ich mit Lohn Dich gerne
Zu guterletzt erfreu'n:
Doch was mir Goldes eigen war,
Das trugest Du ja selber
Den Waisen und den Witwen dar.

„Nimm, was von allem bliebe,
Dies goldne Ringlein hin,
Das trage mir zu Liebe,
Wann ich gestorben bin."
Entschlafen ist er alsobald
In seines Knechtes Armen
Der Bischof Theobald.

Maternus hat dem Greise
Die Augen zugedrückt,
Darauf mit Weinen leise
Sich nach dem Ring gebückt:
Er zieht — doch sieh der Finger bricht,
Und wie der Knecht ihn winde,
Vom Ringe läßt er nicht.

Kaum hat er unter Thränen
Bestattet seinen Herrn,
So treibt es ihn mit Sehnen
Zur alten Heimat fern.
Er macht aus Umbria sich auf,
Und trägt den Finger heilig
In seines Stabes Knauf.

Und als er heimgeschritten
Ins Elsaß eben kam,
Und noch in Waldesmitten
Die letzte Ruhe nahm,

Lehnt er an einen Tannenbaum
Den Pilgerstab und legte
Sich hin zu kurzem Traum.

Nach seinem Stab geschwinde
Nun springt er wieder auf;
Doch an der Tannenrinde
Hält fest der heil'ge Knauf,
Verwachsen ist er ganz und gar
Und aus dem Wipfel steigen
Zwei blaue Flammen klar.

Er sieht sie staunend wehen
Da rauscht's im Dickicht nah'
Und vor dem Pilger stehen
Viel schmucke Ritter da,
Der Herr von Engelburg voraus,
Dem auf dem Felsen droben
Sich hebt das Grafenhaus.

Er hat im Waldesgrunde
Die Flammen leuchten sehn,
Und kommt, daß er erkunde
Was Wunder hie geschehn.
Was mit dem Ringlein seines Herrn
Sich alles hat begeben,
Das meldet ihm Matern.

Auch hebt er an zu künden,
Wie er vor langer Frist
Aus dieses Thalesgründen
Einst ausgezogen ist,
Und bald zu Land, zu Meere bald,
Mit seinem Herrn gewandert,
Dem Ritter Theobald.

Wie der, gebeugt vom Schmerze,
Nicht Ruh noch Freude fand,
Bis leichter schlug sein Herze
Im geistlichen Gewand;

Und wie er Bischof ward zuletzt,
Und wo sein Leichnam ruhet
In kühler Erde jetzt.

Da ruft der Graf: „Materne!
Bist Du es war und echt?
Zurück aus weiter Ferne.
Du alter treuer Knecht?
Sieh her — von Engelburg der Graf
Bin ich, des junge Schwester
Der Blitz vor Jahren traf.

Als ihm die Braut verschieden,
Dein Herr von hinnen schwand;
So fand er denn den Frieden
Im geistlichen Gewand!
O Theobald und Adelheid
Ihr habt Euch wiederfunden
Nach mancher Trennung Leid!"

Der Stab wird ausgehauen:
Es drängt den Grafen gar
Das Ringlein zu erschauen:
„Der Brautring ist's fürwahr!
Das Wunder plötzlich deutet sich:
Das ist dieselbe Tanne,
Wo einst die Maid erblich!

„Drum hielt an diesem Stamme
So fest des Stabes Knauf!
Es schlug die Zwillingsflamme
Aus diesem Ringlein auf!
Das hat im weiten Waldesraum
Getreulich aufgefunden
Den alten Tannenbaum.

„O Schwester Adelheide!
Theobald, mein Bruder wert!
Wie diese Flammen beide,
Ist Eure Lieb' verklärt.

So soll auch diesen Baum geschehn:
An seiner statt soll künftig
Ein heilig Münster stehn." —

Der dritte Morgen dämmert,
Schon hallt's im Waldesgau,
Der muntre Steinmetz hämmert,
Und bald ersteht der Bau;
Gen Himmel sproßt er kühn und schwank
Mit tausend luft'gen Ästen,
Wie eine Tanne schlank.

Und ringsum unverzüglich
Erhebt sich Haus an Haus,
Zum Thale schaut vergnüglich
Das Städtlein Thann heraus;
Sankt Theobaldus schirmt es mild,
Und eine Tanne führt es
In seinem Wappenschild.

Und alle Glocken mahnen
Am Tag St. Theobald,
Da kommt mit Kreuz und Fahnen
Der fromme Zug gewallt;
Und mancher hat zu Nacht gesehn,
Hoch aus der Münsterkrone,
Zwei blaue Flammen wehn.

1 August Stöber sagt in den Anmerkungen zu seinem oberrheinischen Sagenbuch: Der heilige Theobaldus, auch Ubaldus genannt, war aus einem adligen Geschlechte zu Eugubin geboren; er starb den 16. Mai 1161 und wurde 1192 vom Papste Cölestin III. kanonisiert. Ein altes Loblied auf Theobaldus enthält folgende Strophe:

Obschon die Seel' im Himmel ist,
So lebt er noch auf Erden;
Weil hier durch ihn dem frommen Christ
Kann viel erteilet werden.
Von ihm empfindt die Thanner Stadt,
Obschon sie nur den Daumen hat,
Die ganze Vaters Hande.

Das jetzige Münster von Thann wurde 1430 angefangen und 1516 vollendet. — Zwei Feste erinnern jährlich an die in der Legende erzählte Begebenheit.

Den 16. Mai, von Mitternacht an, gehen zahlreiche Gruppen aus allen katholischen Familien dreimal um die Stadt herum und beten; am folgenden Tage wird dann eine große feierliche Prozession gehalten, wozu viele Tausende aus den umliegenden Ortschaften herbeiströmen.

Das originellste Fest wird jedoch in der Nacht des letzten Junius, dem Vorabende des Theobaldustages, der auf den 1. Juli fällt, gefeiert. Abends um 8 Uhr begeben sich der Pfarrer, der Bürgermeister, der Friedensrichter und die übrigen Ortsvorgesetzten, im Gefolge einer unzählbaren Volksmenge, mit brennenden Kerzen aus dem Münster und zünden nach und nach drei von dem Ortspfarrer geweihte ungeheuer große Tannen an, die von oben bis in die Mitte herab geschlitzt und mit Holzspänen ausgefüllt sind und vor dem Kirchplatze aufgestellt werden. So wie die brennenden Holzsplitter herabfallen, stürzt sich das Volk in Andacht und Hitze darauf, um sich derselben zu bemächtigen; jeder muß sich ein Stück Holz oder Kohle erringen, denn sie sollen wunderthätig wirken. Wenn sich nun die Menge also in heiligem Eifer um die brennenden Reliquien streitet, läßt man die Feuerspritzen unter sie hinein spielen, bis die letzte Glut erloschen und das helle heitere Fest ein dunkeles und nasses Ende nimmt. — Das Stadtwappen schmückt noch jetzt eine Tanne, auch die alten Münzen, welche die Stadt schlagen durfte, tragen eine Tanne im Gepräge.

Der Mönch von Schwarzenburg.[1]

1.

Auf Schwarzenburg, im Pfaffenturme muß
Ein Mönch, als Eul' verzaubert, halten Runde.
Den Zauber lösen kann nur eins: der Kuß
Von eines reinen Mägdleins süßem Munde,
Das nie geliebt und niemals würde lieben.
Zur Geisterstund' verirrte sich Marie,
Der ärmsten Witwe Kind, in diesen Hallen.
Schön ist die Maid, und siebzehn Jahr! und nie
Noch konnt' ein Jünglingsherz ihr wohlgefallen,
Denn einsam wohnt sie, tief im Wald verborgen.
Krank liegt die Mutter, drum im Städtchen weit
Holt sie ein Tränklein ihr zu später Stunde.
Nicht achtend, daß ein schweres Wetter dräut,
Nur daß die Mutter wieder ihr gesunde,
Hat sie des Berges Gipfel schon erstiegen.

Wild stürmt der Wind; die Blitze Streich auf Streich!
Am Pfaffenturm sieht sie ein Pförtlein offen;
Sie wankt hinein, verschmachtend, matt und bleich,
Vom Regenguß ihr Kleid und Haare troffen,
Doch für die Mutter kann sie alles dulden!
Fast hätt' der Schlaf das Aug' ihr zugedrückt,
Sie rafft mit Müh' die Sinne noch zusammen
Was ist's, das sie zu Füßen sich erblickt
Beschienen von den gelben Blitzesflammen?
Ein Fittig rauscht — es ist die Geistereule!
Verwundet scheint das Tier; bekümmert gehn
Und matt der Augen feuerrote Kreise,
Als wollten was vom Mägdlein sie erflehn,
Und fänden nicht dazu die rechte Weise.
Mitleidig drum bückt sich Maria nieder.
Den Vogel nimmt sie an die warme Brust,
Streicht ihm die Flügel, teilt mit ihm die Rinde,
Er fühlt sich wohl, er krächzt in wilder Lust,
Blickt flehender empor zum süßen Kinde,
Und hascht — den Kuß ihm von dem roten Munde!
Es fährt ein Strahl ihr durch die Glieder jach,
Vom Fuß zum Scheitel bebt es zuckend wieder;
Der Mutter gilt ersterbend noch ihr: Ach!
Und todesmüd fällt sie zur Erde nieder,
Die Sinne von dem Zauberglanz gebunden.
Und wie sie aufwacht aus dem schweren Traum,
Steht ihr ein geisterhafter Mönch zur Seite,
Sein Lämpchen in der Hand erhellt den Raum,
Die Glieder birgt des schwarzen Mantels Weite,
Und ins Gesicht fällt die Kapuze nieder.
„Du riefst mich, Herrin, und ich steh' bereit,
Die Schätze Deines Reiches Dir zu zeigen;
Komm', in der Kammer tiefe Heimlichkeit
Darfst Du mit reinem Fuß hinuntersteigen,
Und schauen alles, was drin sprüht und funkelt!"
Und wieder wandeln sie geheimen Gang,
Vor der Mandragora[2] lautdröhnend springen
Die Pforten auf mit hellem Silberklang

Und führen zu des Schlosses Wunderdingen,
Die farbenreich aus goldnen Schreinen blitzen.
„Was Du geschaut," ruft ihr der Mönch jetzt zu,
„Ist Dein, Du hast vom Zauber mich entbunden!
Durch Dich erlöst, find' ich im Grabe Ruh
Und bin geheilt von meinen Seelenwunden,
So lang Du rein verbleibst von Erdenliebe!"

2.

Drei Jahre sind's. Im Münsterthale hebt
Ein stattlich Schloß empor die lichten Zinnen;
Von Liederklang und Jubel ist's belebt,
Und tausend Blumenkränze duften drinnen,
Denn seine Herrin hält den Brautlauf heute.
Es kommt der Zug, Maria, goldgeschmückt,
Wie eine Königin, bringt das Geleite;
Der Ritter, den die Liebliche beglückt,
Geht ihr in süßen Träumen an der Seite,
Versunken ganz in seiner Liebe Himmeln.
Und in der Kirche knieen beide schon;
Der Priester nennet segnend ihre Namen,
Und auf zu Gottes reichem Gnadenthron
Steigt das Gebet, und Amen! schalt es, Amen!
Von allen Volkes Lippen durch die Gänge. —
Was ist der Braut? Sie wankt, sie sinkt erblaßt
Mit lautem Schrei an dem Altare nieder.
Entsetzen alle Gäste rings erfaßt;
Es schweigt der Priester, schweigt der Klang der Lieder;
Der Bräutigam ringt jammernd sich die Hände.
Habt ihr ihn nicht gesehn mit Geistergruß,
Den Mönch von Schwarzenburg, der Jungfrau nahen?
Der ihn gerettet einst, den Lebenskuß,
Hat sie von seinen Lippen nun empfahen;
Den Tod gekostet an dem Tag des Lebens! —
Auf Schwarzenburg, im Pfaffenturme, muß
Ein Mönch, als Eul' verzaubert halten Runde.
Den Zauber lösen kann nur eins: der Kuß
Von eines reinen Mägdleins süßem Munde,
Das nie geliebt und niemals würde lieben.

1 Im Münsterthale, nahe bei der Stadt Münster im Elsaß, erhebt sich im Schloßwald eine mit Parkanlagen bedeckte, aussichtsreiche Anhöhe, auf deren Spitze die Ruine Schwarzburg steht.

2 Die Mandragora ist die Spring- oder Zauberwurzel, vor deren Berührung alle verschlossenen Pforten sich aufthun. Man erhält sie dadurch, daß man einem Grünspecht oder Wiedehopf das Nest mit einem Holzkeil zuschlägt. Der Vogel weiß die Wurzel zu finden, welche ein Mensch noch immer vergebens gesucht hat und die z. B. in Rübezahls Garten wächst. Er bringt sie im Schnabel, doch ehe er sie noch an den Holzkeil hält, macht man Lärm, so daß er sie auf ein unter das Nest gebreitetes weißes oder rotes Tuch fallen läßt.

Der Liebe Leid.[1]

„— — — —, da gabst Du zur Stund'
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund,
Mein warst Du, o Lieb, und, o Lieb, ich bin Dein,
Wir wollen verbunden in Ewigkeit sein!"

In einer der reizendsten Gegenden Thüringens erheben sich auf einem schön geformten Randfelsen, am anmutigen Ufer der Saale, unweit Naumburg, die Überreste der Rudelsburg und führen den sinnenden Wanderer zurück in jene Zeit, wo sowohl hier, wie auf manchem der benachbarten Berge, ähnliche Burgen standen, die vormals von tapfern Rittern und edlen Frauen bewohnt wurden. Zwar sind die einst so hohen, stolzen Gemäuer der meisten zum Teil verfallen, doch zeugen hier und dort noch einzelne hohe Türme von der Dauerhaftigkeit der damaligen Bauart und mahnen an die Vorzeit, wo Waffengeklirre in dem sie umschließenden Burghofe erscholl, in welchem jetzt nur noch die Fußtritte der Schauenden dumpf aus dem ihn umgebenden Gemäuer wiederhallen.

Aber nicht allein diese Gemäuer sind es, es ist nicht einzig die reizende Aussicht, die uns von solchen Bergen hinab ins Thal entzückt; umgeben von diesen altertümlichen Ruinen forschen wir gern den Gestalten nach, die hier vor Jahrhunderten wohnten und horchen willig den Sagen, die sich noch hier und da unter den

Bewohnern der Thäler von Mund zu Mund erhalten haben. In dieser Hinsicht führen wir den Leser auf die bekannte Rudelsburg, und schauen mit ihnen hinab in die schnell vorüberrauschende Saale, worin ein Strudel, der sich gerade dicht unter dem Sandfelsen befindet, Veranlassung zu folgender Sage gab.

Gerade der Rudelsburg gegenüber, am jenseitigen Ufer der Saale, soll vor manchem Jahrhundert gleichfalls eine stattliche Burg gestanden haben, welche man Krainburg nannte, von der man aber jetzt wenige oder keine Überreste mehr gewahrt. Hier hauste der Ritter Bodo. Eng befreundet lebte er mit seinem vieljährigen Waffenbruder, dem Ritter Hugo von der Rudelsburg. In früherer Jugend hatten beide manchen Kampf ritterlich miteinander bestanden, und waren gemeinschaftlich gen Palästina gezogen; was aber ihre Freundschaft noch mehr befestigte, war, daß sie sich bei ihrer Heimkehr mit zwei Schwestern aus einem edlen, ritterlichen Geschlechte vermählten. Zwar raubte der Tod ihnen bald die Gefährtinnen ihres Lebens wieder, doch zog der gemeinschaftliche Verlust das Band anfangs nur noch enger unter ihnen zusammen, und beide schienen den glücklichen Traum der Jugend noch einmal in ihren Kindern durchleben zu wollen.

Ritter Bodo erfreute sich eines einzigen Sohnes, als Stammhalter seines Geschlechts, der schon im zartesten Knabenalter die schönsten Anlagen verriet und mit dem männlich starken Sinne des Vaters alle sanfteren Tugenden der Mutter ver-

einte. Aus Herrn Hugos Ehe war ihm nur eine Tochter geblieben, Mechtilde, der es oft schon als Kind gelang, durch ihr lieblich einnehmendes Wesen den rauhen Sinn des Vaters zu zähmen, aus dem der herrisch gebietende Ton des Kriegers zu Zeiten hell hervorleuchtete und oft den Hausfrieden zu zerstören drohete.

Da nur die schmale Saale die Besitzungen beider Ritter trennte; da selbst dies ihre Burgen umspielende Gewässer unter ihrer Herrschaft geteilt war, weil die Fischerei auf derselben beiden gemeinschaftlich angehörte, schien es, als machten beide Familien nur eine Familie aus. So wuchsen der junge Heinrich und Mechtilde in holder Vertraulichkeit neben einander auf, und hielten sich für unzertrennlich. Daheim erlernte das Fräulein wohl im sittigen Gemache der Frauen, die Kunst zu weben und zu spinnen, während Heinrich vom alten Kaplan auf seiner Burg, und den Knappen seines Vaters in anderen Künsten und ritterlichen Übungen unterrichtet wurde; immer aber vereinte die scheidende Sonne beide, und in kindlich unschuldigen Spielen, in denen Heinrich oft schon Mechtilde seine kleine Rittersbraut nannte, verging ihnen dann der Abend, während die Väter sich mit einander am vollen Humpen ergötzten und sich von ihren Thaten und gemeinsam bestandenen Gefahren unterhielten. Der Plan, die Kinder einst miteinander zu vermählen, war längst im Sinne der alten Herren beschlossen, und mit Ungeduld sah vorzüglich Ritter Hugo

der Zeit entgegen, wo durch die Hand der Tochter beide Besitztümer vereint, und dadurch seinem Ehrgeize neuer Spielraum gestattet werden würde. Oft fühlte er sich innerlich gekränkt, keinen eigenen Stammhalter zu hinterlassen, und nur die Aussicht konnte ihn trösten, durch die Tochter einst auch die benachbarte Burg zu beherrschen; denn bei vielen ausgezeichneten Eigenschaften besaß Ritter Hugo einen sehr herrschsüchtigen Sinn, der sich, im Großen wie im Kleinen, nicht selten zum Nachteile der Übrigen zeigte.

Unbeachtet gingen diese ehrgeizigen Absichten an Heinrich und Mechtilde vorüber. Der ersten glücklichen Kindheit entwachsen, lernten sie es immer inniger verstehen, wie völlig sie einander angehörten; nichts wollten, nichts begehrten sie, außer sich selbst, und ihr ganzes Glück war nur in ihrem Beisammensein begründet.

Anders aber war es im Rate der Väter beschlossen. Der nunmehr achtzehnjährige Heinrich wurde auf einige Zeit ins kaiserliche Hoflager gesandt, um sich dort den Ritterschlag zu verdienen; man sprach von einem neuen Zuge gegen die Ungläubigen, und die Zeit der Wiedervereinigung der Liebenden blieb unbestimmt. Zwar glänzte Heinrichs Auge wohl vor Verlangen, Anteil zu nehmen an ritterlichen Thaten; doch sah er dann, wie sich leise eine Thräne über Mechtildens schöne Wangen stahl, wenn er von Kampf und Sieg sprach, so fühlte er auch sein Herz beengt. Bald aber ermannte sich die holde Jung-

frau, sprach ihm selbst Mut ein und zeigte in goldener Ferne das lachende Bild ihrer Wiedervereinigung. Eine schöne, hochrote Feldbinde, die sie ihm mit eigenen Händen webte, sollte das äußere Zeichen ihrer Treue sein; sie hing sie ihm am Abend vor dem Scheiden um, und beide schwuren sich Liebe bis in den Tod.

Dahin trabte Heinrich auf seinem stolzen Renner am folgenden Morgen, begleitet von einem stattlichen Gefolge, und auf den südlichen Turm ihrer Burg war das Fräulein in aller Frühe gestiegen, um ihn mit ihren Blicken zu verfolgen, so lange ihr Auge ihn gewahren konnte. Lange noch sah sie den weißen Reiherbusch, der seinen Helm zierte, in den Lüften schweben, und erst als selbst die letzte Staubwolke vor ihrem Auge verschwunden war, wandte sie ihre Blicke ab und betete inbrünstig zum Himmel für die Erhaltung ihres Geliebten. Ein stiller Friede senkte sich in ihr Herz, und emsig waltend wie vorher trat sie den Kreislauf ihrer einfachen Beschäftigungen wieder an. Nur wenn das Tagwerk vollbracht war und die Strahlen der untergehenden Sonne sie an die Zeit mahnten, wo sie sonst den Freund täglich gesehen hatte, überfiel sie oft eine tiefe Schwermut, die sie nur durch die Töne ihrer Laute zu bannen vermochte. Hatte sie doch nun auf der ganzen Burg keine Seele, die sie völlig verstand; denn ehrte sie auch in Ritter Hugo den Vater, so war doch sein ganzes Wesen zu rauh, als daß sie sich ihm mit vollem Zutrauen

hätte aufschließen können. Zugleich kränkte es den zarten Sinn der Jungfrau sehr, daß das Leben und Treiben im Innern der Burg sich seit einiger Zeit so merklich verändert hatte.

Der Bischof Engelhart von Naumburg zog jetzt oft mit einem glänzenden Gefolge auf die Rudelsburg, zechte weidlich mit dem Besitzer derselben, und es schien fast, als habe der geistliche Herr weithinaussehende, ehrgeizige Absichten, weshalb er sich so sehr um die Gunst des Ritters Hugo bewarb und diesen in seinem Netze zu fangen suchte. Bei diesen häufigen Besuchen mißfiel Mechtilden besonders die Nähe des jungen Ritters Uffo, eines geckenhaften Jünglings, der als Neffe des Bischofs diesen immer begleitete, und das sittige Fräulein durch seine faden Schmeicheleien oft erröten machte. Nur der ausdrückliche Befehl des Vaters vermochte sie aus ihren Frauengemächern in die hell erleuchteten Säle zu ziehen, die nur vom Becherklang und von Liebesliedern wiedertönten. Seltner mischte Ritter Bodo sich in die Gesellschaft, seit die fremden Gäste auf der Burg so einheimisch geworden waren, und es schien, als ob das gute Verhältnis der beiden Schwäger durch die öftere Anwesenheit des geistlichen Herrn und seines Gefolges merklich gestört worden sei.

Nur durch die treue Wärterin ihrer Kindheit, Frau Gertrude, deren Sohn Heinrichen als Knappe gefolgt war, erhielt Mechtilde von Zeit zu Zeit Kunde von ihrem Geliebten. Schon war

ein Jahr in seinem Kreislaufe vollendet, und noch hatte sie keine Hoffnung, ihn wiederzusehen. Er hatte sich am kaiserlichen Hofe in Kampf- und Ritterspielen rühmlich hervorgethan, und war jetzt auf einem Heereszuge begriffen, um das Schwert, welches er aus kaiserlicher Hand empfangen hatte, würdig zu gebrauchen. — Kein Zweifel kam in Mechtildens Seele, daß er ihr nicht treu bleiben würde; aber fürchterlich lang däuchte ihr die Zeit bis zum Wiedersehen. Selten war es ihr vergönnt, mit dem alten Ritter Bodo zu sprechen, zu dem sie sich oft innig hingezogen fühlte. Altersschwäche, Unmut über den Wankelmut und die ehrsüchtigen Plane seines Schwagers, hielten ihn die meiste Zeit daheim, während dieser, durch den Bischof angetrieben, sein Besitztum auf Unkosten seines Nachbars von Zeit zu Zeit zu erweitern, und dadurch dessen Macht zu schmälern suchte. Die freundliche Saale, in welcher die Liebenden so oft bei schuldlosen Spielen der Kindheit lächelnd ihr eigenes Bild erblickt hatten, sollte endlich Veranlassung zu der offenen Fehde geben, welche zwischen ihren Vätern ausbrach und sie hart entzweite.

Hugo, eingedenk des alten Vertrages, maßte sich allein das Recht der Fischerei auf dem Teile des Stromes an, der beide Besitzungen trennte. Der Bischof hatte ihn dazu angereizt, und Bodo, schon seit langer Zeit aufgebracht und nun völlig entrüstet über das Betragen seines Schwagers, kündigte ihm alle Freundschaft auf und gebot

seinem Sohne schnell zurückzukehren, um die Rechte seines väterlichen Erbes zu verteidigen.

Heinrich kam. Noch hoffte er durch freundliches Zureden das Gemüt seines Vaters besänftigen, das Unrecht des Ohms ausgleichen zu können; allein beider Zorn war so heftig entbrannt, daß weder sein noch Mechtildens Bitten etwas vermochten. Den Liebenden wurde jede Vereinigung streng untersagt, und Ritter Hugo gebot seiner Tochter, binnen Monatsfrist den Schleier zu wählen oder Uffos Gemahlin zu werden.

Heimlich war es Heinrich gelungen, der armen trostlosen Mechtilde Nachricht von sich zu geben; er beschwor sie, ihm nur noch einmal eine Zusammenkunft zu gestatten, denn daß sie lieber sterben, als von ihm lassen würde, wußte er. Eben rüstete sich Ritter Hugo zu einem Zuge gegen Meißen, wo sich damals Heinrich der Erlauchte aufhielt; auch Mechtilde sollte ihn in Gesellschaft des Bischofs und seines Neffen dahin begleiten. Sie aber, von Gram schon halb verzehrt, schützte eine Krankheit vor und erhielt endlich nach vielen Bitten die Erlaubnis, daheim bleiben zu dürfen, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, die Burg in seiner Abwesenheit nicht zu verlassen, und niemand Zutritt zu ihr zu gestatten.

Frau Gertrude, gerührt über den Kummer ihres so geliebten Pflegekindes, nahm es indeß über sich, Heinrich wissen zu lassen, daß eine Leuchte, am südlichen Turm des Schlosses gehängt, ihm Kunde von der Abwesenheit des Ritters geben,

und ihn zum Zeichen dienen solle, in der Nacht mit einem kleinen Fischernachen über die Saale zu setzen, um seine Geliebte zu sehen.

Als der alte Ritter sich wirklich zum Abzuge bereitete, ergoß sich eine Seligkeit in Mechtildens Seele, die ihr alles schon bestandene Ungemach, alle Schrecken der Zukunft, vergessen machte. Ihn, den so heiß Geliebten, nach so langer Trennung wieder zu sehen, war ihr einziger Gedanke, und in diesem Gedanken lag die Vergessenheit jedes andern. Ungeduldig betrachtete sie die Sonne in ihrem Laufe; so lange hatte sie ihrer Meinung nach noch nie am Himmel gezögert. Ungewöhnlich heiß brannten ihre Strahlen, und Mechtilde freuete sich des Gewölkes im Westen, welches sie wenigstens früher zu verdunkeln und Nacht über die Gefilde herbeizuführen versprach. Endlich war die Stunde gekommen, welche den Punkt der Erde, auf dem die Burg stand, mit Finsternis deckte. Das verabredete Zeichen wurde gegeben, und schon glaubte Mechtilde die Minuten zählen zu können, bis sie ihren treuen Heinrich wieder sehen würde. Konnte sie auch das durch den Nebel der Finsternis verdeckte, jenseitige Ufer nicht mehr unterscheiden, so waren ihre Augen doch immer starr dahin gerichtet, von woher ihr die Sonne der Liebe aufgehen sollte. Immer schwärzer wurde der Himmel; auf einmal aber erhellten einige Blitze die Gegend, und im fernen Rollen ließ sich der Donner majestätisch vernehmen. „Gertrude," rief die geängstete Jungfrau, „mein Heinrich

wird nicht kommen, er darf nicht kommen! Die Natur empört sich gegen uns; hörst Du nicht das fürchterliche Toben des Sturms, das Brausen der Saale?" — „Wie ungestüm die Jugend doch ist," entgegnete die Alte, indem sie begann, ihren Rosenkranz zu beten; „laß die Wetter des Herrn ruhig vorüber ziehen! Dein Vater kehrt erst nach mehreren Tagen heim, und was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen." —

Heinrich aber, von der Sehnsucht der Liebe getrieben, hatte kaum das verabredete Zeichen am südlichen Turme erblickt, als er sich ungestüm an das Ufer des Flusses gezogen fühlte. Doch hielt ihn die Sohnespflicht noch an das Lager des alten Bodo gefesselt, der an einer schweren Krankheit danieder lag, und erst als der Greis sanft eingeschlummert war unter den Stürmen des Wetters, gürtete sich der Jüngling mit seinem Schwerte, band die teure Feldbinde um, die er beim Scheiden von Mechtilden erhalten hatte, und begab sich eilenden Schrittes an den Strand. Er wagte es nicht, um der Geliebten willen, irgend einen Menschen zum Vertrauten zu machen, denn der einzige in sein Geheimnis eingeweihte Diener, Frau Gertrudens Sohn, sollte Wache halten beim schlummernden Vater. Bis zum Ufer hatte er den kleinen hellblickenden Stern der Leuchte am Turme vor Augen; nur ihn sah er. — Auf einmal aber erhellte ein hochroter Blitz die ganze Gegend; in diesem Moment erreichte er den Fischernachen, löste schnell mit seinem Schwerte den

Knoten, der ihn am Baume befestigte, ergriff die Ruderstange, und stieß im Namen Gottes und aller Heiligen vom Ufer ab. Unzähligemal hatte er vormals den Weg zurück gelegt und scheute auch jetzt keine Gefahr. Ein starker Wirbelwind erhob sich, fürchterlich schäumte die Saale empor, und zog den Nachen in ihren Schlund. — Der Jüngling landete nicht. —

Allmählich legte sich der Aufruhr in der Natur; die Donner schwiegen, einzelne Sterne erschienen wieder am Himmel. Mechtilde war nicht vom Fenster gewichen und hatte ängstlich auf jeden Laut gehorcht. Schon begann das mildere Licht der Venus dem höheren Glanze der Aurora zu weichen, deren Ankunft durch den Gesang der befiederten Bewohner des Waldes laut verkündet ward. Schlummernd saß Frau Gertrude in einem alten Sessel, doch neben ihr lag der Schlüssel, welcher dem Liebenden das kleine Pförtlein des Turmes öffnen sollte. Zitternd beugte das holde Fräulein sich über die schlafende Wärterin, und als sie sicher zu sein glaubte, von ihr nicht bemerkt zu werden, schlich sie allein die Wendelstiege hinunter und öffnete die Pforte. — „Heinrich!“ scholl es leise aus ihrem Rosenmunde; doch nur der Wiederhall des Gemäuers gab ihr Bescheid. Von Furcht und Hoffnung getrieben, eilte sie vorwärts, durch die ihr bekannten Gänge, klimmte die schlüpfrigen Pfade des Berges hinab, und sah unter sich schon hell die Saale glänzen. Als sie aber ihren treuen Hein-

rich auch hier nicht fand, ergriff sie eine unbeschreibliche Bangigkeit. Sie eilte den Strand entlang, blickte mit sehnsüchtigem Auge, ach, nicht mehr hinüber, denn schon schien es sie in die Tiefe zu ziehen, mit unwiderstehlicher Gewalt. Da gewahrte sie nahe am Ufer einen rötlichen Streifen, den ein kühler Morgenwind hob, und wellenförmig zu ihr hintrieb. Magisch schien der Streif sie anzuziehen; sie beugt sich, um ihn zu fahen, hält die wohlbekannte Feldbinde, das Zeichen ihrer Treue, und wird durch sie in die Tiefe des Flusses gezogen, aus der sie nicht wieder hervor kam.

Noch jetzt bemerkt man an der Stelle, wo beide Liebenden ihr Grab fanden, einen Strudel, und die Schiffer erzählen dann dem ruhig auf dem Nachen dahin Schwimmenden die Sage, woher er entstanden sei.

[1] Obwohl diese Sage nicht hierher gehört, wurde sie doch auf den dringenden Wunsch eines Historienfreundes hier aufgenommen.

Straßburgs Wappenschild.[1]

Die Gottesgeißel steht am Rhein,
Die Hunnenschar zieht hinterdrein,
's sind Donnerwolken vor dem Sturm.
„Wie heißt die Stadt mit Mau'r und Turm?

„„Die Silberstadt, Argentorat,[2]
Argentorat, die Römerstadt!““
„Die soll mir werden ohn' Erlaß
Nach Gallien eine blut'ge Straß!"

Und wie ein Wetter stürmt das Heer
Brennend und mordend zur Stadt daher;

Schutt liegt auf Schutt, Blut rollt über Blut,
Blutig drauf glüht die Abendglut.

So haut sich Etzel ohn' Erlaß,
Nach Gallien eine blut'ge Straß,
Und noch in Straßburgs Wappenbild
Flammt die Blutstraß rot im Silberschild.

1 Über die Entstehung des Wappens der Stadt Straßburg bestehen verschiedene Meinungen. Die einen halten die rote Straße im Silberfeld für das Sinnbild des Blutes, welches die Hunnen bei ihrem fürchterlichen Zuge fließen machten. Andere glauben darin das Blut zu sehen, welches die Bewohner Straßburgs für die Religion und das deutsche Reich verströmten.

2 Unter der fränkischen Herrschaft kam der Name Stratiburg auf. „Merkwürdig ist die älteste Ableitung dieses Wortes, die sich in einem Manuskripte auf Pergament in der Bibliothek der Königin Christina in Rom befindet. Dieser zufolge ist Strati ein fränkisches Wort und bedeutet Silber, so daß Stratiburg, eine Übersetzung des falsch verstandenen Wortes Argentoratum, Silberstadt hieße.

Kaiser Sigismund in Straßburg.

„Und als er nun gekommen nach Straßburg an den Rhein,
Welch Jubeln und Willkommen die Straßen aus und ein!
Aus allen Fenstern Grüße, die Wege bunt bestreut,
Musik und Freudenschüsse, vom Münster Festgeläut'."

Straßburg, die reiche Stadt, von deren Lob alle Chroniken voll sind, und deren Ruhm so manches Sprüchlein im Munde des Volkes verkündet, wurde öfters von den Kaisern des deutschen Reiches besucht. Hatte doch einer der größten derselben gesagt:

„Wären Straßburg und Wien zugleich in Gefahr, so wollte ich Straßburg doch zuerst zu Hilfe kommen."

Kaiser Sigismund, der letzte Sprosse des Hauses Luxemburg, kam aus Italien, über Bern

und Basel herüber und zog am 7. Juli 1414, unter dem Geläute aller Glocken, in die Stadt ein. Sigismund ritt durch das Gedränge des Volkes in seine Herberge, den Luxhof, damals des Lohnherrn (Schatzmeisters-) Hof geheißen, der in der Brandgasse stand und heute in eine viel-besuchte bayrische Bierhalle verwandelt ist. Die Stadt überreichte dem Kaiser mancherlei Geschenke, Viktualien, ein silbernes Gießfaß 2c. Die Zorne und Mülnheimer — jene zum Hohensteg, diese zum Mühlnstein seßhaft — hatten Sigismund ein glänzendes Fest bereitet. Der Kaiser ging nun zuerst in den Mühlnstein und dies verdroß die Zorne, weshalb sie nicht beim Feste erschienen. Diese Eifersucht und Feindschaft der vornehmsten Geschlechter der Stadt mißfiel dem Kaiser, und er fürchtete, daß es während seiner Anwesenheit zum blutigen Kampfe komme. In dieser Not half der Bischof Wilhelm von Diest, indem er selbst ein Fest gab und die Zorne vor allen andern Geschlechtern gar freundlich einlud. Nun saß der Kaiser mit den Edeln friedlich zu Tische. Weil aber der Adel und die Geistlichkeit im Hasse gegen die Bürger eins waren, so wurde der Bürger beim Mahle nicht im Guten gedacht. Dies wußte der Rat der Bürgerschaft wohl, deshalb legte er bewaffnete Bürger auf die Zunftstuben und ließ bewaffnete Scharen die Stadt so lange durchziehen, als der Kaiser anwesend war, welches sich Sigismund weislich hinter das Ohr schrieb.

Kaiser Sigismund war ein lebenslustiger Fürst; er liebte den Tanz und den Umgang mit gebildeten Frauen überaus. Aus diesem Grunde erfreute ihn auch eine Einladung der Zornschen Familie zum Essen und Tanz auf den Hohensteg. Sigismund sprach zu dem Boten: „Gern will ich kommen, wenn mich die holdseligen Damen dahin geleiten wollen, denn ich weiß den Weg nicht."

Am folgenden Morgen kamen um 6 Uhr hundert adlige Frauen und Jungfrauen in den Lohnherrnhof, den Kaiser abzuholen. Sigismund schlief noch, deshalb gingen etliche Vornehmere hinauf, ihn zu wecken. Er erhob sich eilends von dem Lager, warf sich in einen weiten Rock und folgte dem lieblichen Besuche ohne Säumen. Beim Schalle der Trommeln und Pfeifen, unter wechselndem Tanz, bewegte sich der Zug durch die Brandgasse und Münstergasse zur Domkirche. Hier angekommen, entdeckten die Damen, daß sich der Kaiser nicht Zeit genommen, Schuhe anzulegen, deshalb kauften sie in der nahen Kurbengasse ein paar Schuhe für 14 Pfennige (glückliche Zeit!) und halfen diese dem Kaiser sofort anziehen. Alsbald begann der Reigen wieder bis zum Hohensteg, woselbst Sigismund sein Festkleid anzog und lustig mit den schönen Frauen und Jungfrauen tanzte.

Das war am 13. Juli. Um Mittag erhob sich ein starkes Gewitter, die Blitze zuckten, und der Donner rollte, aber der Kaiser und die Da-

men scherzten und tanzten ohne Angst munter fort. Eben walzte Sigismund mit Hildegard von Kageneck, der holdesten Jungfrau, und flüsterte ihr süße Worte ins Ohr, — da fuhr mit fürchterlichem Donnerkrachen ein Blitzstrahl über den Hohensteg, daß alle sprachlos und zitternd stille standen und die Pfeifer und Trommler verstummten. Bald zog jedoch das Wetter über den Rhein und der Schrecken aus den Gliedern der Tänzer und Tänzerinnen. Die Lust hub nun von neuem an, und immer lustiger schwang sich der Kaiser bis zum Abend.

Da ertönten plötzlich alle Glocken der Stadt und riefen Sturm. Ängstlich lief der Kaiser ans Fenster. Er sah die Zünfte und übrigen Bürger mit fliegenden Fahnen, wie zur Schlacht gerüstet, vor den Dom ziehen. Besorgt blickte Sigismund auf seine Gefährten, dann wieder auf die gewappneten Männer. Endlich fragte er mit bestürzten Mienen: „Was soll das bedeuten, meine Herren? Liegen wohl der Bischof und Adel bei meiner Anwesenheit in Fehde mit den Bürgern?" Niemand konnte antworten. Da traten einige Ratsherren in den Saal zum Kaiser und berichteten, daß der Blitz den Pfennigturm nahe dem Hohensteg entzündet und das Feuer wohl lange heimlich geglutet habe, nun aber in hellen Flammen ausgebrochen sei, deshalb sei die Bürgerschaft, wie dies bei solchen Vorkommnissen zu geschehen pflege, gerüstet ausgezogen, um etwaigen Unruhen sogleich kräftig begegnen zu können.

Herzerleichtert verließ Sigismund nun den Tanzsaal, stieg zu Roß und ritt vor den Dom, wo Straßburgs Männer unter ihren Zunftmeistern und Fahnen gar wehrlich standen. Er hatte seine Freude an den herzhaften Bürgern und sagte freundlich zu ihnen: „Wo ist noch solche Stadt im Reiche, wo in wenigen Augenblicken also viele und tapfere Mannen zum vollen Kampfe bereit stehen? Des bin ich stolz und hochgemutet, dafür, daß Ihr solcher nutzbaren Ordnung also schnell und trefflich nachkommt."

Am 17. Juli verließ der Kaiser die Stadt. Der Rat bestritt bei seinem Wegzuge alle Ausgaben, die er und sein Reisegefolge gemacht hatten. Sigismund aber ließ alle goldene Fingerringe aufkaufen, um den Damen ein Andenken zu hinterlassen. Einhundertfünfzig Ringe waren vorhanden, und als diese nicht ausreichten, versprach er die fehlenden nachzuschicken, was er auch that.

„Zum Abschied nehmt's, ihr Holden, und achtet's nicht gering;
Wie Eure Finger golden umfaßt jedweden Ring,
Soll Eure Söhn' umwinden der Treue festes Band
Und soll sie ewig binden ans deutsche Vaterland!"

Auf dem Rheine, eine Meile von der Stadt, hielten die den Kaiser führenden Schiffe. Auf der „grünen Au" hatten die Damen ein Mahl bereiten lassen und als dasselbe eingenommen war, folgte ein herzlicher Abschied.

Sigismund erinnerte sich sein ganzes Leben an die Damen von Straßburg und empfing

manches Brieflein von der Frauenschaft dieser Stadt. Als der Rat den Stadtschreiber Ulrich Meiger von Waseneck an ihn sandte, da er gerade in Paris anwesend war, erzeigte er dem Gesandten vor großen Fürsten viele Ehre und sprach bei Übernahme einer goldnen Kette, indem er sich dieselbe sofort umhängte: „Grüßt mir die Holdseligen und saget, daß ich aus England, wohin ich reise, ihnen allerlei hübsche Dinge mitbringen werde."

Und in Aachen war die erste Frage Sigismunds an den Straßburger Gesandten Goße Burggraf: „Was machen die schönen Frauen?" „Gnädiger Herr, sie tragen ein großes Verlangen nach Euch!" sagte höflich der Gesandte.

Sollte sich Sigismund auch der Straßburger Männer erinnert haben? — Ich denke wohl! —

Der feurige Mann.

Eine im Unterelsaß sehr bekannte Sage, auch in Mietesheim bekannt, wo man die zwei schwarzen Hände noch an einem Laden sehen soll.

Buben und Maiden gar zu viel
Sitzen zusammen beim Pfänderspiel,
Rätst Du nichts, so gieb ein Pfand,
Was Du hast, seiden' Band,
Halstuch, Messer, allerhand.

Wem dies Pfand, was soll das thun?
Es geh' ans Fenster und rufe nun:

„Feuriger Mann, küsse mich,
Komm' daher und tummle Dich,
Feuriger Mann, küsse mich!“

Ein Bube reißt das Fenster auf,
Rufet in die Felder drauf:
„Feuriger Mann, küsse mich,
Komm daher und tummle Dich
Feuriger Mann, küsse mich!“

Da hört man's auf den Treppen gehn,
Vor der Thüre tappt's und bleibet stehn,
Paff! schlagen zwei Händ' in die Thür' sich ein,
Mußten feurig gewesen sein,
Brannten ihr schwarzes Bild darein.

Das Gespenst auf dem Hohensteg in Straßburg.

„Ein G'spenst erschreckt viel Edelleut,
Die zum Hohensteg saßen,
In einer Gesellschaft an der Zahl
Ihr zweiundzwanzig waren,
Fielen in Krankheit allzumal,
Acht sind gar Tod's verfahren.“

Unter dem kaiserlichen Walten entwickelte sich im Elsaß ein gar kräftiges Bürgertum. Die Folge davon war, daß sich die bedeutendsten Städte als freie Städte Geltung verschafften. Die Herren der Kirche und der Adel waren damit keineswegs einverstanden. Es folgten schwere und blutige Kämpfe, und die Gerber und Färber hatten tüchtig zu gerben und rot zu färben, bevor man ihnen zugestand, ihre eigenen Sachen nach eigenem Gut-

dünken, und nicht nach anderer Gelüsten und Vorteil zu erledigen. Zuweilen gab es unter dem Adel jedoch auch Männer, welche für das Wohl der Stadt und ihrer Bürgerschaft besorgt waren, welche das hochfahrende Wesen, das die Edelleute den gewöhnlichen Bürgern und Handwerkern gegenüber angenommen hatten, verurteilten. Ein solcher Edelmann war ein Herr von Westhausen in Straßburg. Weil er die wohlerworbenen Rechte der Bürgerschaft anerkannte und achtete, stand er bei dieser in hohen Ehren, wogegen ihn der Adel mit Spott und Hohn überhäufte.

Dieser Edle von Westhausen starb plötzlich durch Schlagfluß. Die Bürger und Zünfte geleiteten den Braven, unter Entfaltung großen Glanzes, zu Grabe; der Adel versagte jedoch dem Besten seiner Glieder die letzte Ehre. Nachdem Herr von Westhausen da gebettet war, wo Staub zum Staube kommt, zerstreute sich die große bürgerliche Trauergesellschaft und jedermann suchte seine Wohnung auf. Auf diesem Heimwege begegnete Jost Bender, ein ehrsamer Krämer aus der Münstergasse, dem Herrn Hans Heinz Hüffel, einem reckenhaften, aber rohen und hochmütigen Ritter.

„He, Jost! woher des Weges und gar im Sonntagsstaat?“ rief der Ritter dem Krämer spöttisch entgegen.

„„Wir haben soeben den edlen Herrn Hans von Westhausen zu seiner letzten Ruhestätte geleitet, Herr Ritter.““

„Ei, ist der tot? Gut, daß wir den los sind, bei dem Adel wird er nicht vermißt."

„„Ei, ei, Herr Hüffel! das ist wahrlich von Euch nicht fein gedacht und gesprochen. Herr Hans von Westhausen war ein lieber Herr, und sein Andenken wird bei der Bürgerschaft lange in Ehren stehen.""

„Bah, dies Vergnügen sei dem Leimsieder vergönnt! Ha, ha, ha, ha!"

„„Oha! Hans Hüffel, Hans von Westhausen ein Leimsieder? Nein, das war er bei Gott nicht; der verstand so gut das Schwert zu führen wie Ihr? Ihr habt doch den Tag bei der Zollwart auf der Rheinbrücke noch nicht vergessen? He?""

„Was schnatterst Du da, Du großmaulige Krämerseele? Ein Hans Heinz Hüffel nimmt es mit zwei solcher sittsamen Westhausen auf!"

„„Ja jetzt, wo er tot ist; wenn er aber noch lebte, solltet Ihr ein anderes Liedlein pfeifen.""

„Beiß' Dein Maul übereinander! schäbiger Krämer, oder ich stopfe es Dir mit meinem Eisen!"

Weil aber der Krämer Jost Bender, nach damaliger Sitte, auch ein Federwischlein an der Seite trug, ließ er sich nicht leicht ins Bockshorn jagen und rief höhnend:

„„Thut nur Euer großes Maul nicht so weit auf, Herr Hüffel. Ihr würdet ja doch Reißaus nehmen, wenn jetzt Herr Westhausen daher käme. Ihr seid ein feiges Hasenherz, weil Ihr einen Toten schmähet.""

Kaum hatte Jost Bender geendet, so befand er sich auch schon unter den Fäusten Hans Hüfels. Der riesenhafte Ritter schüttelte das kühne Krämerlein, wie die Katze eine Maus, und warf den Ärmsten dann in den Straßenkot, daß ihm der Korpumbus krachte und sein Sonntagskleid jämmerlich zugerichtet ward.

„So, jetzt packe Dich heim, Krämer," höhnte der Ritter, „und ziehe am Werktage kein Sonntagskleid mehr an, es möchte Dir sonst beschmutzt werden."

Wohl war Jost Benders Feierkleid arg beschmutzt, auch konnte ihn ein empfindliches Zwicken in seinen Eingeweiden nicht trösten, — weil ihm aber von keiner Seite Hülfe kam, schlich er stille nach Hause und Hans Heinz Hüffel ging siegesstolz auf die Trinkstube der Zorne zum Hohensteg. Hier waren viele Edle beim Weine versammelt, denen Herr Hüffel sein Späßchen mit Jost Bender alsbald auftischte. Alle lachten unbändig über des Krämers Carambolage mit dem Herkules, denn gemeinsamer Haß gegen die Bürger verband sie alle.

„Es sitzen tief in die Nacht hinein,
Die tollen Gesellen bei Spiel und Wein,
Zu Straßburg wohl auf dem Hohensteg,
Und die Luft wird in rauschenden Tönen reg.
Wie klingen die Becher! Wie funkelt der Wein!
Wie jubeln die tollenden Junker darein!"

Nun kam auch die Rede auf den verstorbenen von Westhausen.

„Laßt den Toten ruhen!“ rief ein Junker warnend über den Tisch herüber.

„Ja, und die Bürgerschelme mit ihm!“ antwortete ein anderer.

„Nein, ein Schelm war er nicht,“ entgegnete Herr von Zorn, „ich sah Herrn Hans von Westhausen bei manchem blutigen Strauß löwenhaft kämpfen.“

„Das ist wahr,“ rief Wilhelm von Knoblauch; „das hat mir mein Vater oft erzählt, darum war mir der alte graubärtige Westhausen auch immer lieb und wert.“

„Auch ich war Augenzeuge mancher kühnen That des Verstorbenen,“ sprach Herr von Mülnheim. „Als der Bischof Friedrich mit der Stadt im Kriege lag, hat Herr Hans große Dinge verrichtet. Die Feinde hausten räubermäßig vor der Stadt und sprengten frech bis an das Thor. Wieder hatten sich zwei feindliche Reiter so keck lich vorgewagt, da rief Herr Hans den Seinen zu, sie möchten nur ruhig bleiben, er aber sprengte allein die Reiter an. Der erste Feind schoß ihm einen Pfeil über das Auge, daß das Blut floß, aber ehe er es sich versah, schlug ihn Herr Hans mit einem Hieb vom Roß, daß er in das Gras kollerte. Der zweite Gegner gab Herrn Westhausen einen greulichen Stich in den Backen, mußte aber auch bald ins Gras beißen, während sein Rößlein herrenlos über die Au dahinflog. Danach ritt Herr Hans gemächlich nach Hause, als sei nichts Sonderliches geschehen. Seht, ein

solcher Kämpe, solch ein braver Edelmann war Herr Hans von Westhausen."

„Das wollen wir ihm auch nicht abstreiten," entgegnete der von Kageneck, „aber, daß er zu den Handwerkern und den Krämern hielt und die Freundschaft der Bauern suchte, darum bin ich ihm gram."

Noch lange stritt man sich für und gegen den verblichenen Ritter, während draußen das schrecklichste Herbstwetter tobte, der Sturm an den Fenstern rüttelte und seine Schauermelodien in allen Tönen pfiff, als wolle er die versammelte Ritterschaft mahnen, ferner den Frieden des Toten nicht zu stören. Eben verkündeten die Glocken die Mitternachtsstunde, als Kaspar von Drachenstein mit der Faust auf den Tisch schlug und laut rief: „Ich weiß wahrlich nicht, ob Westhausens Lob größer ist als sein Schimpf. Ich wüßte etwas von ihm zu erzählen, und er müßte aus dem Grabe auferstehen und sich rechtfertigen, wenn ich an seine Unschuld glauben sollte."

Kaum hatte der Edelmann geendet, da erschütterte ein heftiger Windstoß den Hohensteg in seinen Grundfesten, die Thür des Saales flog auf und — Herr Hans von Westhausen erschien wie er leibte und lebte, mit dem ehrwürdigen silbergrauen Barte, dem Hauskäpplein auf dem Kopfe und dem Sammetkleide angethan, gerade so wie man ihn zu Lebzeiten zu sehen gewohnt war, ja die Schramme über den Backen fehlte nicht. Er ritt einen schwarzen Geisbock,

und blieb etliche Sekunden auf seinem seltsamen Rosse unter der Thür halten.

Ein eisiger Schrecken hatte alle Ritter erfaßt. Mancher Arm, der gerade den vollen Becher Würzwein zum Munde führen wollte, blieb wie erstarrt in der Luft stehen, während die Augen voll Schrecken stier auf den seltsamen Reiter blickten. Einige Ritter waren aufgesprungen und zitterten wie Espenlaub, andere lagen ohnmächtig unter den Bänken, darunter Herr Hans Heinz Hüffel.

Endlich wich die Erscheinung aus dem Angesichte der Erschreckten. Fassungslos und erstarrt saßen die Ritter da, einer nach dem andern bekreuzte sich, bis endlich die Knechte, die herein eilten, um zu sehen, was die Ursache von dem Gepolter und Gläserklirren gewesen, den allgemeinen Bann lösten.

Die Knechte bekamen nun viele Arbeit; denn die meisten Ritter fühlten sich krank und mußten nach Hause getragen werden; der aber, dessen Rede die Erscheinung hervorgerufen hatte, lag tot am Boden.

Von den zweiundzwanzig anwesenden Rittern sind in wenigen Tagen acht infolge jenes Schreckens gestorben.

Der Krämer Jost Bender aus der Münstergasse lächelte aber immer gar heimlich und verschmitzt, wenn in seiner Gegenwart von dem Bockreiter auf Hohensteg gesprochen wurde, und er meinte jedesmal:

„Es schadet den stolzen Geschlechtern nicht,
wenn sie in ihrem Hochmut von den Toten auf-
gesucht werden."

Die Hexe am Katzensteg zu Straßburg.

Zu Straßburg an dem Katzensteg
  Wohnt einst 'ne schöne Frau
Ihr Eheherr ein Schuster was,
Der gern beim Wein im Bären saß.
  Miau, miau, miau!
Der Mann der schönen Frau.

Doch der Geselle jung und schlank
  Gefiel bald mehr der Frau;
Oft schielte seitwärts sie auf ihn
Auch Worte fielen her und hin, —
  Miau, miau, miau!
Gar freundlich war die Frau.

Doch der Geselle kümmert sich
  Nicht um des Meisters Frau.
Er freiet um des Nachbars Kind,
Schön Gretel ist ihm hold gesinnt.
  Miau, miau, miau!
Gar freundlich war die Frau.

Schön Gretel sieht zur Werkstatt' 'nein,
  Ob nicht darin die Frau.
„Herr Meister, krieg ich bald die Schuh?"
Dem Liebsten wirft sie Blicke zu.
  Miau, miau, miau!
Nicht ist daheim die Frau.

„Mein Vater kommt heut Abend spät
  Heim aus der Krautenau

Ich harre hinterm Laden Dein,
Wir plaudern leis beim Mondenschein.“ —
Miau, miau, miau!
„Wie graut mir vor der Frau!“

Am Abend schleicht zum Liebchen er
Im kühlen Abendtau.
Er kost mit ihr am Fensterlein,
Sie tauschen Kuß um Küsse ein. —
Miau, miau, miau!
Schrei'n Katzen schwarz und grau.

Sie dicht umkreisend fürchterlich
Schreit eine Katze grau;
Dem Liebespärchen recht zum Tort
Schallt ihr Geschrei zu Kuß und Wort:
Miau, miau, miau!
Schreit fort die Katze grau.

Doch der Geselle sieht erbost
Die Katze an genau;
Da faßt er einen großen Stein,
Den schleudernd, trifft er sie ans Bein.
Miau, miau, miau!
Fort hinkt die Katze grau.

Im Bette liegt am andern Tag
Des Meisters schöne Frau.
Noch gestern war sie frisch und rot,
Und heute liegt sie krank zum Tod.
Miau, miau, miau!
„Was, Meister! fehlt der Frau?“

„Sie war noch gestern Abend aus,
Kam heim am Abend grau;
Da traf mit einem großen Stein
Ein böser Bube sie ans Bein.
Miau, miau, miau!
Lahm ist nun meine Frau.

Ein schwarzer Kater schleicht zur Nacht
Ums Bett der schönen Frau.
Das war wohl gar? — Behüt uns Gott! —
Am andern Morgen war sie tot.
Miau, miau, miau!
'ne Hexe war die Frau.

Die Uhr auf dem Münster zu Straßburg.

„Kommst Du zum Portal herein,
Wo Dich unsrer lieben Frauen
Bildnis grüßet, einst in Stein
Von Sabinas Hand gehauen,
Sieh, da steht zur Rechten Dir
Hoch ein Uhrwerk aufgerichtet,
Reich an wunderlicher Zier,
Doch sein Schlag ist längst vernichtet."

Der weltberühmte Dom zu Straßburg im Elsaß war vollendet. Die Herren vom Magistrat gedachten aber ihren Riesentempel noch mit einer kunstreichen Uhr zu zieren, die dem Dome zum Schmuck und der Stadt zum ewigen Ruhm gereichen sollte.

Nach vielen Verhandlungen war man einstimmig und übertrug die Ausführung des Werkes dem hochbetagten Isaak Habrich, der erst vor kurzer Zeit in Straßburg eingezogen, aber schon wegen seiner Kunstfertigkeit stadtberühmt geworden war.

Meister Habrich machte seinen Plan, ging dann rüstig an die Arbeit, — ehe nach Gottes Willen sich die Uhr seines Lebens stille stellen möchte, — und nach einigen Jahren war zur

Freude der Christenheit ein Werk vollendet, das in der Welt seinesgleichen nicht fand.

Der Dichter Adolf Stöber schildert die Wunderuhr also:

„Unten ist ein Pelikan mit dem Himmelsball zu sehen,
Mond und Sonne sah man dran täglich auf und untergehen.
Drüber ein Kalender hängt, rechts Apoll sich niederneigte,
Daß er mit dem Pfeil gesenkt jeden Tag des Jahres zeigte.

Und darüber wohl gereiht schaun die sieben Götter nieder,
Jeder wartend bis die Zeit ihn berief zu herrschen wieder:
Kam sein Tag, gebietend dann sah man ihn zuvörderst ragen,
Wie er lenkt' ein Tiergespann auf dem schmucken Siegeswagen.

Und ein Rad steht oben dran, sacht umschwingend vier Gestalten:
Kind und Jüngling, einen Mann, und zuletzt noch einen Alten;
Auf- und abwärts Tag und Nacht ging ein jeder seine Strecken,
Jeden Viertelstundenschlag schlagend auf ein Cymbelbecken.

Drüber hängt ein Glöckchen frei, das die Stunde schlagen sollte;
War ein Viertel kaum vorbei, kam der Tod, der läuten wollte;
Doch hervor trat Jesus Christ und befahl dem Tod, zu fliehen,
Erst wann voll der Stunde Frist, ließ er ihn am Strange ziehen.

Und zu oberst unterm Dach war ein Glockenspiel zu preisen;
Kirchenlieder mannigfach spielt' es auf in alten Weisen.
So mit frommer Kunst vollbracht, aller Christenheit zur Freude,
Stand in seiner vollen Pracht Isaak Habrichs Uhrgebäude.

Aber links dort konterfeit siehst Du einen Alten stehen,
Der dem Werk einst prophezeit, daß es bald müß' untergehen.
Als man noch am Bauen war, kam er oft zur Morgenfrühe,
Und mit Lächeln sagt' er wahr, eitel sei die ganze Mühe."

Schon zur Zeit, als Meister Habrich tiefsinnend und unermüdlich an seiner Wunderuhr arbeitete, kehrte fast täglich ein Mann bei ihm ein, der zu den reichsten Bürgern Straßburgs zählte. Trotz seines Reichtums war dieser Gast aber die unbeliebteste Persönlichkeit der Stadt; denn seine hagere, gebückte Gestalt, sein schleichender Gang, sein verschmitztes Gesicht mit dem heimtückischen, unstäten Augen, verrieten einen Menschen von üblen Gesinnungen und Sitten, weshalb auch Habrichs holdes Töchterlein Guta, dem finsteren Schleicher stets weit aus dem Wege ging. Und doch galten gerade Guta die Besuche des unheimlichen Menschen; denn sie hatte er sich zum Weibe ausersehen, sie, die schon im Stillen ihr Herz an Henri, einen wackeren Gesellen des Vaters, verschenkt hatte.

Eines Tages erschien das Hauskreuz, wie Guta in ihrem Unmute den Schleicher nannte,

im Sonntagsstaate bei Habrich und teilte demselben bei wichtigen Mienen mit, daß er zum Mitgliede des Magistrats ernannt worden und ihm nun zu seinem Reichtum auch große Macht gegeben sei, deshalb bitte er um Gutas Hand.

Habrich wunderte sich über diesen Antrag sehr und sprach endlich, nachdem er sich von seinem Erstaunen etwas erholt hatte: „Guta mag selbst entscheiden."

Bald stand das bildschöne, sittsame Mädchen vor dem Vater und dem finsteren Freier. Als Guta aber die Liebeswerbung vernahm, verschwanden die roten Rosen von ihren Wangen, und halb ohnmächtig sank sie dem Vatergreise um den Hals und rief unter Schluchzen: „Ich kann ihn nicht leiden! Ich kann ihn nicht nehmen!"

Jetzt nahmen die Gesichtszüge des abgewiesenen Freiers einen wahrhaft satanischen Ausdruck an, wutschäumend schüttelte er die geballte Faust und schrie im Weggehen: „Ihr sollt an mich denken!"

Unterdessen waren täglich aus Fern und Nah die Menschen in Scharen nach Straßburg gekommen, um das Wunderwerk des Domes, Habrichs Uhr, zu schauen und zu hören. Auch Abgesandte des Magistrates von Basel waren eingetroffen, und sie hatten solches Gefallen an der Uhr gefunden, daß sie Habrich baten, auch für ihre Stadt ein gleiches Werk zu schaffen. Dieser Wunsch erregte aber den Neid des Straßburger Magistrates, der nicht wollte, daß außer Straß-

burg noch eine Stadt vorhanden, die sich eines ähnlichen Kunstschatzes rühmen könne. Zur selben Zeit lief ein unheimliches Gerücht durch die Stadt, das behauptete, Habrich stehe mit dem Teufel im Bunde, und nur mit dessen Hilfe habe er das Kunstwerk zustande gebracht. Dieses Gerücht, das angeblich von einem Uhrenmacher herrührte, der den Habrich um seines Ruhmes beneidete, benutzte der abgewiesene Freier, um sich zu rächen und schweres Leid über den alten Meister und sein schönes Töchterlein zu bringen. Er klagte vor dem Magistrat: Habrich stehe im Begriff, für die Stadt Basel auch eine solche Uhr anzufertigen, wie sie Straßburg besitze, und da derselbe offenbar mit dem Satan in innigem Verkehre stehe, weil kein anderer Mensch ein solches Werk herstellen noch Habrichs Werk begreifen könne, so müsse der hochweise Rat der Stadt dem Meister den Prozeß machen. Der Magistrat ließ sich von dem Bösewicht bestricken und nahm die Klage an, — ja, er betraute ihn sogar mit dem Vorsitze im Gerichte.

Der alte Habrich wurde nun verhaftet, eingekerkert und endlich vor Gericht gestellt. Zunächst verlangte man von ihm, er solle eidlich geloben, nie für eine andere Stadt ein gleiches Uhrwerk herstellen zu wollen.

Dieses Ansinnen wies der Greis entrüstet zurück. „Gott hat mir die künstlerische Kraft nicht dazu gegeben," sprach er, „daß ich sie unbenutzt in mir trage, sondern daß ich sie im Dienste der

Menschen, zu ihrem Nutzen, zu ihrer Freude und zur Ehre Gottes ausübe, wo und wie ich kann." Darauf führte man den ehrwürdigen Meister in seinen Kerker zurück und ließ ihn daselbst so lange foltern, bis er unter gräßlichen Qualen gestand, die Uhr unter Beihilfe des Teufels erbaut zu haben. Nun hatte sein Todfeind, der abgewiesene Freier, gewonnenes Spiel. Mit teuflischer Bosheit stellte er den Antrag, dem Meister Habrich die Augen ausstechen zu lassen, damit er kein zweites Uhrwerk anfertigen könne, und da sein Werk ein Teufelswerk sei, ihm dafür jede Zahlung zu versagen. — Der verblendete und abergläubische Magistrat stimmt ihm zu, und gab dem Henker Befehl, das grausame Urteil sofort zu vollstrecken.

Mit schmerzlichem Lächeln vernahm der unschuldige Künstler sein schreckliches Urteil, aber kein Ausruf des Schreckens entfuhr seinem Munde, nur eine Bitte sprach er aus: man möge ihm gestatten, noch einige Verbesserungen an der Uhr vornehmen zu dürfen, die einem andern doch nicht gelingen würden. Der Magistrat, dem diese Mitteilung sehr wichtig und vorteilhaft erschien, gewährte die Bitte. Habrich stieg nun zur Uhr hinauf, um in thörichter Rachbegierde sein Kunstwerk mit eigenen Händen zu vernichten. Er klopfte und feilte an verschiedenen Stellen, dann sprang bald hier bald da eine Feder, und endlich war die Ursache, welche das Werk in Bewegung setzte, beseitigt. Gleich danach wurde das barbarische

Urteil an dem schuldlosen Greise vollzogen und er sah das Tageslicht nie wieder. Aber plötzlich entstand ein sonderbares Getöse hoch im Turm, es sauste und brauste in der Uhr, schwere Gewichte stürzten donnernd nieder, dann wurde es unheimlich still und — die Uhr ging nicht mehr. Mit Schrecken vernahm jetzt der undankbare Magistrat aus dem Munde Habrichs: „Ich habe mich gerächt; die Uhr geht nie mehr; jetzt freuet Euch, ihr stolzen Herren!“

Und wie der Alte gesagt, so war es: „Christus und der Tod und die Menschenalter wandelten nicht mehr, die Uhrenglocken ließen sich nicht vernehmen, der Zeiger zeigte nicht, die Götter fuhren nicht mehr, das Glockenspiel erklang nicht — alles stand still.“ —

Der treue Geselle Henri führte nun den blinden Meister nach Hause, dort legte Habrich die Hände Gutas und Henris zusammen und segnete sie zum Ehebund. Nur noch wenige Wochen lebte der unglückliche Greis, liebevoll gepflegt von Guta und Henri, dann grub man ihm sein Grab und trug ihn hinaus, denn der Tod war ihm ein barmherziger Engel geworden, er hatte ihn von seinen Leiden erlöst und ihn eingeführt zum ewigen Frieden.

Sein Todfeind aber, der unheimliche Mann mit dem Kainszeichen im Angesicht, der das teuflische Urteil herbeigeführt hatte, wurde vom Magistrat ausgeschlossen, jedermann sah in ihm den Teufel in Menschengestalt, er floh aus der Stadt

und starb arm und elend, verachtet und verflucht von allen Zeitgenossen.

Heute noch zeigt man dem Besucher des Domes das regungslose Räderwerk, das bis jetzt niemand wieder in Bewegung zu setzen vermochte.

„Und im Volk die Sage geht: jenes alte tück'sche Wesen,
Jener Untergangsprophet sei der Böse selbst gewesen."

„Er mit Höllenkünsten hat alles Unglück angestiftet,
Hat das Herz dem Magistrat ganz verblendet und vergiftet,
Hat den Meister auch bethört, daß in jäher Rachbegierde
Er mit eigner Hand zerstört seines Werkes hohe Zierde."

„Er mit seinem Zauberfluch weiß den Künstler zu berücken,
Daß ein jeder Bauversuch an dem Uhrwerk muß mißglücken.
Und wenn fromme Christen stehn trauernd vor dem Uhrgebäude
Kann man oft den Alten sehn, lächeln voller Schadenfreude."

An Stelle dieser sagenhaften Uhr, welche Isaak Habrich von Schaffhausen 1270—74 erbaut haben soll, stellte der Gelehrte Dasypodius von Straßburg 1571 eine andere, an deren Stelle der Straßburger Uhrenmacher und Mechaniker Schwigue von 1838—42 die jetzige große astronomische Uhr setzte. Diese Uhr zeigt: Kind, Jüngling, Mann und Greis zur Bezeichnung der vier Stundenviertel; die symbolischen Gottheiten der Wochentagen Apoll Sonntag, Diana Montag 2c. Der Mechanismus setzt ein vollständiges Planetarium mit immerwährendem Kalender in Bewegung. Nur wenige Teile und Malereien der alten sagenhaften Uhr konnten dazu verwendet werden. Diese Uhr ist für unbestimmte Zeit gearbeitet und reguliert sich, um Mitternacht des 31. Dezember für das nächste Jahr, selbst.

Das Künstler-Wappen.

Vor Sigismund dem Kaiser,
Als er in Straßburg war,
Erschien mit bittrer Klage
Ein edles Brüderpaar;

Das waren die beiden Junker,
Johann und Wenzel genannt
Aus deutschem alten Geschlechte
Zu Eger im Böhmerland.

Sie hatten als große Künstler
Verlassen der Heimat Gau,
Am Münster aufzurichten
Des Turmes Wunderbau.

Und weithin priesen alle
Die Meister und ihre Kunst
Drum standen sie auch beim Kaiser
In Ansehn und hoher Gunst;

Und doch sie drob erlitten
Der Kränkung schwerste Pein:
Mißachtung und Verhöhnung
Vom Grafen von Rappoltstein.

Die konnten sie nicht sühnen
Als Ritter mit dem Schwert,
Weil in den Staub getreten
Der Kunst erhabner Wert.

So kamen sie und heischten
Des Kaisers Gerechtigkeit,
Daß er entscheiden möge
Und schlichten diesen Streit.

Und als sie vorgetragen
Der triftigen Klage Grund,

Hub also an zu sprechen
Der Kaiser Sigismund:

„Ihr seid aus edlem Hause, —
„Doch wärt Ihr es auch nicht,
„Die Künstler hoch zu ehren
„Bleibt meine schönste Pflicht:

„Drum soll fortan das Wappen
„Der Grafen von Rappoltstein —
„Vermessenen Wahn zu tilgen —
„Der Künstler Wappen sein!

„Dieweil in Euch beleidigt
„Die ganze Künstlerschar,
„So soll auch sie es führen
„Durch Euch für immerdar.

„Denn stets soll sie sich rühmen
„Der kaiserlichen Gunst,
„Daß Deutschland sei und bleibe
„Die Heimat wahrer Kunst!“

Er schwieg. Die Meister dankten.
Sein Wahrspruch blieb in Kraft;
Und heut' noch führt das Wappen
Die deutsche Künstlerschaft.

Die drei Wünsche.

Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie ein Saueressen verzehrt hatten und noch eine Flasche Klingelberger mit einander tranken, sprachen sie von allerlei, und fingen zuletzt an zu wünschen. Endlich wur-

den sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen kernhaften Wunsch thun, und wer den größten Wunsch hervorbringe, der solle frei ausgehen an der Zeche.

Da sprach der Erste: „So wünsche ich denn, daß ich alle Festungsgräben von ganz Straßburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Maltersäcke nähen, und wenn ich dann jeden Maltersack voll doppelter Kronen hätte, so wollte ich zufrieden sein."

Der Zweite sagte: „So wollte ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Turms hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier läge, soviel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechsel so viel Geld verschrieben, als in allen Deinen Maltersäcken Platz hat, und ich hätt's."

Der Dritte sagte: „So wollte ich denn, daß Ihr beide hättet, was Ihr wünscht, und daß Euch alsdann beide in einer Nacht der Henker holte, und ich wäre Euer Erbe."

Der Dritte ging frei aus an der Zeche, und die zwei andern bezahlten.

Der Wind hinter dem Münster zu Straßburg.[1]

Der Wind, der weht in Saus und Braus
Stets über den Münsterplan,
Durchwühlt der Mägdlein Locken kraus,
Bläst ihnen die Wangen an.

Nicht immer strich der Geselle
Mit dem Brummbaß über die Stelle;
War eine lange, gute Zeit,
Da regt er sich nicht weit und breit.
— Dem Teufel, kündet die Sage,
Dem war's gar große Plage,
Daß nicht es hinderte seine Macht,
Als der Gottesbau ins Werk gebracht.
Einst kommt er, schleicht sich leise herbei
Und späht, wo der Turm zu fällen sei;
Doch überall ist er herrlich gefügt,
Und seine List ihm nimmer genügt.
Da ruft er grollend den Wind zur Stelle,
Und es kommt in der Nacht, der brauf'ge Geselle.
„Hier bleib' mir stehn und warte fein!
Will erst noch in die Kirche hinein
Will schau'n die Wunder alle
Die mir so trieben die Galle!"
Und husch! durch ein Pförtlein wischt er hinein,
Der Wind harrt draußen ganz allein,
Pfeift derweilen ein lustig Lied,
Doch endlich ist er des Pfeifens müd',
Denn immer säumet der Teufel zu kommen,
Das mag dem Luftigen wenig frommen.
Erst flüstert er leis durch's Schlüsselloch,
Dann übernimmt's ihn am Ende doch;
Da Herr Satanas immer nicht kommen will,
Fährt er brausend dahin durch die nächtliche Still',
Stürmet und klirrt an die Fenster wild,
Rüttelt manch steinernes Heil'genbild;
Beginnt zu heulen und grimmig zu fluchen
Und um den ganzen Bau ihn zu suchen.
Und weil er dort braust noch zur heutigen Stunden,
So hat er den Teufel auch noch nicht gefunden.

1 Dieselbe Sage erzählt man von andern deutschen Domen. Ein alter Straßburger Spruch lautet:

Iwwer de Minsterplatz ohne Wind,
Durch de Kurwegaß ohne Kind,
Durch's Spittelgässel ohne Spott,
Isch e großi Gnad von Gott.

Burg Ehrenstein.

„Des Schlosses Türme schauen
So ernst vom Berg herab,
Die Ritter und die Frauen
Deckt ein versunk'nes Grab.
Das Schwert, das hier geklungen,
Liegt unter Moos und Dorn,
Wo Harfner einst gesungen,
Schallt jetzt des Waidmanns Horn."

Von Stadt Ilm gelangt man über ein fruchtbares Gefilde, die Daube genannt, nach Großliebringen und Ehrenstein, einem freundlich gelegenen Dorfe, wobei sich ein steiler, hoher mit Roß- und Lindenbäumen bewachsener Berg, Burgberg genannt, erhebt, auf dessen Rücken die schönen Ruinen der alten Burg Ehrensteinburg ruhen.

Beträchtlich und von weitem Umfang sind die Rudera dieser Burg. In den hohen Mauern sieht man noch die schmalen Öffnungen sämtlicher Fenster, woran man in mondhellen Nächten gespenstische Fräulein zu erblicken glaubt; ein hoher und ein etwas niedriger Turm, die tiefe Gewölbe decken, bilden gleichsam die Schlußpfeiler der Schloßwände; im Innern der Ruine ist noch der wasserlose Brunnen; ein Burgverließ ist ebenfalls noch zu sehen, so wie rückwärts über dem Wallgraben, sich ein alter Steinbruch befindet, aus welchem die Steine zum Schloßbau genommen wurden.

Der bekannte doppelbeweibte Graf von Gleichen ließ dieses Schloß seiner zweiten Gemahlin, einer morgenländischen Prinzessin zu Ehren erbauen, und gab ihm den Namen Ehrenstein. Im dreißigjährigen Kriege soll es zerstört worden sein.

Der Erbauer dieser Burg, Graf Ernst von Gleichen bietet Gelegenheit, die Geschichte seiner Doppelheirat zu erzählen, die schon oft beschrieben, auch von Göthe in seinem Trauerspiel Stella und von Musäus in seinem launigen Volksmärchen erzählt wird.

Der älteste Berichterstatter dieser Geschichte ist der Mönch Niklas von Siphen in seiner Chronik des Benediktinerklosters auf dem Petersberge bei Erfurt.

Der doppelbeweibte Graf von Gleichen.

Als im Jahre 1227 Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug unternahm gegen die Sarazenen nach Asien, zog auch mit ihm Ludwig der Fromme, der Thüringer Landgraf und Gemahl der heiligen Elisabeth, nebst seinen Edeln, Grafen und Reisigen, und ging zu dem Kaiser nach Brundus (Brindisi), wo die Kreuzritter sich versammelten. Hier wurde er plötzlich krank und starb bald darauf. Dem Kaiser aber und dem Heere folgte der Graf von Gleichen. Dieser tapfere Krieger, entflammt von heiligem Feuer, die Ungläubigen zu bekämpfen, entfernte sich eines Tages zu weit vom kaiserlichen Lager, wurde von zahlreichen Feinden umringt und gefangen genommen. In dieser Gefangenschaft wurde er grausam behandelt, teils im Kerker, teils bei harten Sklavenarbeiten. Da geschah es, daß sich die Liebe der Tochter des Sultans, dessen Knecht er war, zu ihm wendete, weil er von schöner Gestalt und edler Seele war. Wie sie nun seine edle Abkunft erfahren hatte, suchte sie ihm seine traurige Knechtschaft durch Unterredungen zu erleichtern, und verabredete es mit ihm, seine Gattin zu werden, obgleich der Graf ihr gesagt hatte, daß er daheim Frau und Kinder habe, und daß ihm nicht erlaubt sei, sie als Sarazenin zu heiraten. Sie aber erwiderte, sie wolle eine Christin werden, und er erhalte vielleicht Dispensation, sich mit ihr vermählen zu dürfen. Da fand sich denn Gelegen-

heit und beide flohen. Und als sie nach Rom kamen, erzählten sie dem Papste alles, der bewogen wurde, die gesuchte Erlaubnis zu erteilen. Darauf gingen sie nach Thüringen, und der Graf kam zuerst allein auf seiner Burg an. Bald erkannte ihn seine noch lebende Gemahlin und empfing ihn gar zärtlich. Da erzählte er ihr, was ihm geschehen war, und sprach zu ihr voll Feuer von seiner Retterin, und wie dieselbe den christlichen Glauben angenommen habe, in Rom getauft worden sei, und päpstliche Dispensation erhalten habe, sie zu heiraten, da sie die Erhalterin seines Lebens, seine Begleiterin, seine kluge Befreierin aus der schrecklichsten Sklaverei gewesen sei, und nun wünsche, seine zweite Gemahlin zu sein. Darin willigte seine Frau gar gern, und der Graf führte seine edle Befreierin als Gattin, der Gattin zu. In der größten Eintracht wohnten beide Weiber mit ihrem Manne zusammen, und ruhten zusammen in einem Bette. Die Sarazenin war schön, die Christin (eine Gräfin von Orlamünde) eine Mutter mehrerer Kinder.

Fr. Leop. Graf von Stolberg hat des Grafen von Gleichen Geschichte in einer Ballade besungen, welche also schließt:

Es entsprossen zwei Kinder ihm jegliches Jahr,
Bis das Alter ihn krönte mit silbernem Haar
Und als er von hinnen thät scheiden,
Da folgten in kurzem die Weiber ihm nach;
Und wie er bei beiden im Ehebett lag,
So liegt er im Grabe bei beiden.

Von dem Grabstein in dem Peterskloster zu Erfurt, der die Gebeine dieses seltenen Ehekleeblattes deckte, sind Abbildungen vorhanden. Die männliche Figur ist größer als die beiden weiblichen. Er ist vorgestellt, wie er sich auf sein Wappenschild, den gelöwten Leoparden lehnt. Die zur linken Hand des Grafen angebrachte weibliche Gestalt mit der Krone und dem braunrötlichen Mantel ist die sarazenische Prinzessin; zur rechten ruht die Gräfin mit einem Spiegel in der Hand, als Sinnbild ihrer lobwürdigen Klugheit.

Die heilige Odilie.

„Mythische Hohenburg, du vaterländischer Pindus
Alter Mirakelberg, sei du uns freundlich gegrüßt!
Sei uns freundlich gegrüßt, du, heilige Nymphe des Berges!
Tausend der Jährchen und mehr fließt dein gesegneter Born!
Sieh', die Poeten besteigen dein luftiges Belvedere —
Mit der kastilischen Flut stärke das blöde Gesicht!
Schließe die Herrlichkeit vergangener Zeiten dem Blick auf!
Rings ja schmücken umher Wunder und Sagen das Land."

Attich, Herzog von Elsaß, besaß Ehre und Macht in Überfluß und eine holde, liebenswürdige Gemahlin, aber eins fehlte zu seines Glückes Vollkommenheit: die Vaterfreude. Täglich flehte er zu Gott, er möge seines Herzens Frieden voll machen, und ihn segnen mit Leibeserben. Alles Beten schien aber umsonst, denn der eheliche Segen blieb aus. Da gelobte Attich einst im brünstigen Gebet: „Herr, das Kind, das Du mir schenkest, will ich Deinem Dienste weihen." Und siehe, der Himmel sandte ihm Vaterfreude, die Herzogin gebar ein liebliches Töchterlein, das in der Taufe den Namen Odilie erhielt. In die

Elternfreude war aber ein bitterer Wermutstropfen gemischt, denn das kleine Mägdlein war blind zur Welt geboren.

Odilie wuchs zur blühenden Jungfrau heran. Sie war die Lust der Eltern und aller guten Menschen, nicht nur wegen ihres Leibes Holdseligkeit, sondern mehr noch wegen ihres gottseligen Sinnes und ihres Herzens seltener Vorzüge. Das Dunkel der Finsternis aber, welches das liebliche Fräulein umnachtete, ließ die Eltern ihr Glück nur halb genießen. Auch Odilie trauerte oft im stillen Herzen, wenn sie hörte von des Frühlings Herrlichkeit, von der Rosen Wunderschein und der goldenen Reben Laubgehänge, von den farbenreichen Auf- und Niedergängen des glutvollen Sonnenballs und von den Reizen all, womit Gottes herrliche Schöpfung das sehende Menschenauge erfreut, und der Wunsch, das Wunderbild der Welt und des Himmels Sonnenlicht zu schauen, erfüllte dann ganz die junge Brust des blinden Fürstenkindes. Nicht Menschen, — nein, das wußte sie, — konnten die Binden ihrer Augen zerreißen, das konnte nur der Allmächtige, darum betete sie täglich zu ihm in ihrer kindlichen Frömmigkeit, daß er ihre Augen erschließen und ihr den Anblick seiner schönen Schöpfung gewähren wolle. Und was niemand gehofft, das geschah: der Himmel that an Odilien ein Wunder, die Schleier ihrer Augen fielen und sie tranken des Himmels Licht mit unaussprechlichen Wonnen. Unbeschreiblich groß war die Freude der Eltern

und heiße Dankgebete für das kostbare Geschenk, priesen Gottes Allmacht, Güte und Erbarmen.

Die Wunder der Schöpfung fesselten Odilie aber nicht in dem Maße, wie man gehofft, bei verschlossenen Augen hatte sie sich die Pracht der Welt schöner ausgemalt. Sie war stets seligfroh, wenn sie die Augen schloß, denn dann senkte sich der Himmel in ihre Brust und sie sah der Engel lichte Scharen in aller Herrlichkeit und Seligkeit. Auch in des Vaters Herz tönte durch der Freude Feierklang ein schriller Mißton; denn die Edelsten der Geschlechter warben um Odiliens Hand, darum reuete es ihn, daß er sein Kind dem heiligen Dienste des Herrn gelobt. Doch, als der trefflichste der Ritter, der allemannische Graf Adelhart, Odilien zum Weibe begehrte, schlug der Herzog alle Bedenken in den Wind, er brach sein Gelübde und gab dem Grafen seine Einwilligung. Mit Schrecken vernahm die fromme Jungfrau, die gehofft, bald in ein Kloster aufgenommen zu werden, daß sie sich vermählen, daß sie eines Mannes Braut und keine Himmelsbraut werden sollte.

„Der Vater sprach von ihrem Bräutigam;
Wie schreckte sie das Wort, das sie vernahm!
„„Du hast mich einem Bräutigam geschworen,
Der hat auch mich zur Braut sich auserkoren,
Noch gestern war es, daß er zu mir kam.

Er ist so schön, so lautern Angesichts,
Glut strahlt sein Blick des reinsten Sonnenlichts,
Kein Maler mag ein holder Bildnis malen;

O sähst Du ihn in Himmelsschöne strahlen,
Gestündest Du: auf Erden gleicht ihm nichts.

Der ist mein Bräutigam, ich bleib' ihm treu,
Er wird nicht alt, ist ewig jung und neu.
Den Himmel schenkt er mir zur Morgengabe;
Es ist Dein Gott, den ich erkoren habe,
Ihn zu erzürnen, Vater, hege Scheu!""

Alle Bitten der Jungfrau, all ihr Mahnen, des Gelübdes zu gedenken, prallten an dem Stahlherzen des Vaters ab. In dieser Not sank Odilie vor dem Kreuzesbilde nieder und flehte zu Jesus, zu ihrem Hort und Schild, um Hilfe aus ihres Geistes Qual. Inzwischen traf der Vater alle Anstalten zur Hochzeit. „Noch heute sollst Du mein Eidam sein," sprach er zum Ritter Adelhart, „mag sich mein Töchterlein auch noch so klösterlich zieren, ich will's, und dabei bleibt's." Odilie hatte die vermessene Rede des Vaters gehört und wußte, daß sie zur Ehe gezwungen werden sollte. Schnell legte sie ihre kostbaren Gewänder ab, zog ein ärmliches Kleid an und floh über den Rhein in den dichten Forst, wo sie verborgen zu bleiben hoffte. Ihre Flucht wurde bald entdeckt, und der Herzog sandte seine Boten auf allen Straßen aus, die Vermißte zu suchen. Bald war ihre Spur gefunden, und zornsprühend sprengte Attich selbst, an der Spitze seines Haus- und Jagdgesindes, zum Rheinufer hin. Der erschrockene Fährmann bekannte dem ergrimmten Herzoge, eine Dame im rauhen Bußgewande, in welcher er des Fürsten Töchterlein nicht vermutet,

aus rechte Ufer gebracht zu haben. Rasch sprang der wütende Vater auf die Fähre, ihm folgte sein ganzer Troß, und mit ängstlicher Eile steuerte der alte Ferge zum jenseitigen Ufer.

Odilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen und saß, von der ungewohnten Wanderung ermüdet, ausruhend auf einem Quaderstein, als plötzlich Hörnerschall und Jagdgeschrei das Echo des Waldes weckte. Nach wenigen Augenblicken sah die zitternde Jungfrau einen Trupp Reiter den Berg herauf stürmen; sie erkannte ihres Vaters Farben und wußte sofort, daß sie selbst das Wild sei, das die rauhen Jäger suchten. Einem gehetzten Rehe gleich, eilte das geängstete Fürstenkind von Dickicht zu Dickicht; doch, ob die Angst ihr auch Flügel lieh, ihre Verfolger kamen näher und näher. Schon erschollen ihre wilden Rufe in nächster Nähe, da raffte Odilie die letzte Kraft zusammen und floh den Pfad aufwärts, einem Felsgebirge entgegen, dorten Schutz erhoffend. Doch es war vergebens! Der Verfolgerschwarm stürzte jauchzend auf sie zu, um sie zu greifen. Da, in der höchsten Not sank sie auf die Kniee und rief flehend zum Himmel: „Jesu Christe, sende Deinen Engel und rette mich!" Und siehe, sofort öffneten sich die starren Felsenwände, Odilie eilte in des Berges Schoß und hinter ihr schloß sich das Gestein.

Starr von Entsetzen stand der herzogliche Troß vor dem Wunderfelsen. Dem Herzog aber fiel sein frevelhaftes Thun schwer aufs Herz, denn er

ahnte die Macht, die solche Wunder schafft. „Odilie mein Kind!“ schrie er aus verzweiflungsvollem Herzen. Und aus dem Felsgestein tönte es ihm wieder: „Mein Vater! der mich schützt ist mächtiger als Du. Diesen Felsen wirst Du nicht durchdringen, und vermöchtest Du dies auch, so würden mich Engel himmelwärts tragen, ins ewige Vaterhaus. Willst Du mich auf Erden wieder schauen, so lasse im Thale dort ein Kloster bauen und vergönne mir, darin dem Ewigen zu dienen mein Leben lang.“

Attich erkannte jetzt, daß seine Tochter unwiderruflich dem Himmel bestimmt sei, darum erhob er die Hand und schwur laut, sein Gelübde und Odiliens Wunsch zu erfüllen. Alsbald öffnete sich der Felsen wieder und Odilie trat, von Himmelslicht umstrahlet, hervor und sank an des Vaters Brust. Alle Verfolger fielen nun auf die Kniee, erflehten und empfingen Odiliens Segen, der den Vater und seine Gesellen von aller Schuld entsühnte und sie wunderbar belebte.

Herzog Attich hielt nun sein Wort. Er ließ ein Kloster bauen, in welchem seine Tochter als erste Nonne eintrat und später als Äbtissin starb.

Der Fels aber schloß sich nicht wieder, er blieb offen und in ihm entsprang ein Quell, der mit wunderthätiger Heilkraft für kranke Augen begabt war. Noch heute wird diese Höhle, — bei Freiburg gelegen, — besucht. Odilie aber, die vom Papste heilig gesprochen wurde, lebt fort im Volksmund und in der Geschichte.

Nach einer zweiten Sage gab Attich Befehl, die blinde Tochter auszusetzen. Seine Gemahlin brachte die Kleine aber heimlich in ein Kloster, wo sie bei der Taufe sehend wurde. Nach längeren Jahren sah Attich einen Zug Menschen die Hohenburg herauf kommen. Sein Sohn Hugo erzählte ihm, daß er seine Mannen ausgeschickt, sein verstoßenes Schwesterlein, das im Kloster erzogen worden, ins Vaterhaus zu führen. Attich ergrimmte, weil man seinen Befehl nicht vollzogen, und erschlug den Sohn auf der Stelle. Der schnellen That folgte bittere Reue. Um seine Blutschuld einigermaßen zu sühnen, nahm der Herzog seine Tochter freundlich auf und da sie erklärte, unvermählt bleiben und den Werken der Barmherzigkeit leben zu wollen, baute er ein Andachtshaus, in welchem Odilie mit gleichgesinnten adligen Jungfrauen, ihre Tage in Gebet und Wohlthun verlebte. Wo ihr Fuß weilte, entsprossen Blumen, und durch ihre Berührung gewann ein Quell zu Hohenburg wunderthätige Heilkraft, die verlorene Sehkraft wiederzugeben. Ihre Gebete aber kürzten des Vaters Qualen im Fegefeuer. — Der Odilienberg ist wegen seiner Umgebung und seiner wichtigen Alterthümer aus der römischen Vorzeit und dem christlichen Mittelalter, der merkwürdigste Berg des Elsasses. Attich wurde von dem fränkischen König Childerich III. zum Herzog des Elsasses ernannt. Er ist der Stammvater der Fürstenhäuser Österreich-Habsburg und Baden-Zähringen.

Das Riesenspielzeug.

Burg Rideck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer:
Du fragest nach den Riesen, Du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut:
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielzeug!" ruft sie „das nehm ich mit nach Haus!"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was sich da alles regt
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

Und eilt mit freudgen Sprüngen, man weiß wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein;
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst Du in Deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden, laß sehen, was es sei."

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
Da klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast Du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht;
Wo Du es hergenommen, da trag es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug: was kommt Dir in den Sinn?

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest Du kein Brot;
Es sproßt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“

Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Die Dame von Schwanau.

„Gieb Liebe, Kraft mir! Kraft wird Hilfe leihen.“

Zur Zeit des Faustrechtes stand in einer wilden Gegend des Wasgau, unweit des Städtchens Erstein an der Ill, die weit gefürchtete Raubburg Schwanau, deren Trümmer heute noch an jene Sassen erinnern, deren Sinn rauh und wild gewesen, wie das Waldgebirge ihres Gaues.

Hier hauste der Raubritter Walther von Geroldseck, ein wilder Mann, berühmt und gefürchtet durch Stärke und Tapferkeit, Klugheit und List. Das Schwert, das er früher als kernfester Ritter, kühn und brav für Kaiser und Reich geführt, entweihte er durch gemeinen Straßenraub,

seitdem ihn sein böser Stern, in jenen endlosen Fehden, mit Rittern vom Stegreif bekannt gemacht hatte. Nichts vermochte den wilden Sinn des Freibeuters zu mildern, weder der Städte Drohen, noch die Bitten und Thränen seiner holden Gattin, die mit Schrecken an das unausbleibliche Ende des Gemahls und an die traurige Zukunft ihres einzigen Söhnleins dachte.

Bis in das Gebiet der freien Reichsstadt Straßburg dehnte Walther seine Raubzüge aus. Zu Wasser und zu Land überfiel er die Kaufleute, plünderte sie bis auf das Hemd, und hielt die vornehmsten und reichsten derselben in seinem schrecklichen Burgverließ gefangen, bis Verwandte oder Freunde die schwere Loskaufssumme erlegten. Alle Drohungen der Städte schlug Walther mit Hohnlachen in den Wind. Er verließ sich auf die festen Mauern seiner Felsenburg, auf ihre Wälle und Gräben, auf die Wälder und Sümpfe, die sie umgaben. Da griffen endlich die Städte zu den Waffen; denn die Sicherheit des Verkehrs war durch die Räubereien des Schwanauers auf Null gesunken. Straßburg schloß mit Bern, Luzern, Basel und Freiburg in der Schweiz einen Bund zur Vernichtung des Schnapphahns, der auch die Güter genannter Städte schon mehrmals kecklich weggenommen hatte.

Es war im Jahre 1333, als die Ritter und Sassen der Städte zu Fuß und zu Roß, wohlbewehrt und mit fliegenden Fahnen vor Schwanau erschienen und Walthers Burg einschlossen.

Mancher kühne Ausfall der verwegenen und gewandten Burggesessenen brachte den Städtern blutige Köpfe, aber trotzdem drangen diese besonnen und mutig vorwärts und schlossen die Burg endlich so enge ein, daß sich keiner von der Besatzung mehr ins Freie wagen konnte. Einsehend, daß jeder Widerstand vergeblich sei, schickte Walther einen Unterhändler an die Belagerer und ließ gegen das Versprechen, das Land ferner nicht mehr beunruhigen zu wollen, um freien Abzug bitten. Der Oberbefehlshaber der Städte antwortete jedoch:

„Der Beschluß des hohen Rates wird ausgeführt. Schwanau nehmen wir mit Gewalt, und weihen jeden dem Tode, der in unser Hände fällt. Nur den Frauen ist zuvor das Leben geschenkt, sie können, wenn die Burg in unsern Händen ist, abziehen und den Schatz mitnehmen, der ihnen gehört. So soll es geschehen, das sei bei meiner Ritterehre geschworen!“

Nach Empfang dieser Antwort rüsteten sich Walther und seine Gesellen zur verwegensten Gegenwehr und alle schwuren, ihr Leben hoch und teuer zu verkaufen. Mit dem nächsten Morgengrauen begann der Sturm. Die steilen Felsenpfade wurden erklommen, die Sturmleitern angelegt und unter blutigem Kampfe die Mauern erstiegen. Endlich drangen die Städter in den Burghof ein und ließen der Rache freien Lauf. Ihre Schwerter verschonten keinen Gegner, und nur wenige derselben entkamen in Feld und Wald.

Wo aber war Walther, das Haupt der wilden verwegenen Schar? Entfliehen sah man ihn nicht, und unter den Toten fand man ihn nicht! Endlich ward das Rätsel, zur größten Überraschung der Sieger, gelöst. Die Pforte der Burg that sich auf, und heraus trat im einfachen Hauskleid, die Dame von Geroldseck, auf ihrem Rücken den Gemahl und auf dem Arm das liebliche Söhnlein tragend. Überrascht blickten die Sieger auf das rührende Bild, und unwillkürlich senkte jeder den bluttriefenden Stahl. Die edle Burgdame aber sprach zum Obersten der Städte:

„Ihr habt den Frauen erlaubt, mit dem Schatze, der ihnen gehört, frei abzuziehen. Ich halte Euch bei Eurem Ritterwort. Meine Diamanten und mein Gold, meine köstlichen Gewänder und mein Geschmeide lasse ich Euch zurück, allein meine besten Schätze trage ich auf dem Rücken und in meinen Armen, mit ihnen laßt mich von dannen ziehen, wie Ihr gelobt habt."

Der brave Oberführer der Städte erwiderte:

„Mein Versprechen halte ich Euch. Hochgeehrt sei eine solche Frauenliebe und Frauenlist, weil sie aus dem Herzen kommen. — Öffnet das Thor, meine Reisigen, und tretet unter die Waffen! — Ihr aber, edle Frau, ziehet mit Gott Eures Weges! Auch Euer Schatz an Geld und Gut soll von uns nicht berührt werden. Heil, Heil solcher Frauenliebe und Frauentreue!"

So zog die Dame von Geroldseck, hochgeehrt von den Feinden, mit ihrer süßen Last zum Thore

der Burg hinaus. Hier angekommen, ließ der edle Befehlshaber den Ritter und seine Familie auf einen mit Blumen und grünen Reisern geschmückten Wagen sitzen, und unter Hörnerklang gen Straßburg führen. Wer in der Stadt gesunde Beine hatte, lief herzu, den wilden Raubritter zu sehen und sein Schicksal zu erfahren. Als man aber die Liebe und Treue erfuhr, die seine Frau bewiesen, nahm man Walther und seine Familie freundlich auf, und feierte zur Verherrlichung solcher Frauentugend ein fröhliches Fest.

Walther von Geroldseck entsagte nun dem wilden Waldritterleben. Er trat wieder in den Dienst des Kaisers, in welchem ihm Geist und Mut bessere Ehren erwarben.

Diese Sage erinnert an die Weiber von Weinsberg. Als Kaiser Konrad dieses württembergische Städtlein 1140 belagerte, war er über die tapferen Bürger, die es mit den Welfen hielten und die Stadt nicht übergeben wollten, so erbittert, daß er beschloß, alle Männer, die in seine Hand fallen würden, töten zu lassen. Nur den Frauen gestattete er, von dem, was ihnen am liebsten sei, so viel fortzutragen, als sie auf ihren Schultern vermöchten. Des andern Morgens öffnete sich das Stadtthor, und jede Frau trug auf dem Rücken ihren Mann zur Stadt heraus. Des Kaisers Räte wollten diese List nicht gelten lassen, aber Konrad sagte: „Ein Königswort darf nicht gebrochen noch gedeutelt werden!“

Eine ähnliche Schweizersage erzählt, daß Ritter Jörg von Jörgenberg im Bündner Oberland, in einer Fehde mit den Bauern gezwungen war, seine Burg zu übergeben. Die Bauern stellten die Bedingung, der Ritter müsse sich in ihre Gewalt begeben, seine Gemahlin dürfe dagegen mit so vielen Lebensmitteln ungehindert abziehen,

als sie in einem Korbe transportieren könne. Demgemäß zog die Freifrau mit einem großen Korbe ab. Als die Bauern in die Burg drangen, war der Ritter nirgends zu finden. Er hatte in dem Korbe gesteckt und alle Urkunden seines Herrschaftsrechtes mitgenommen. Letztere machte er vom Auslande aus geltend, und die Bauern zahlten ihm gerne die verlangten Steuern, denn sie hatten nicht gegen seine Rechte, sondern gegen seine Tyrannei Krieg geführt.

Walther von Geroldseck.

I.

In vier Mauern kalt und düster,
Tief und weit, hinabgesenkt,
Liegt mein Leib, dem Feinde sicher,
Und von Ketten doch umzwängt.

Hören kann ich nicht das Rauschen,
Das der Erde Leben schafft,
Sehen nicht das Licht des Tages
In des Kerkers dumpfer Haft.

Bin selbst in der Zeit verkommen,
Weiß nicht, ob es Tag, ob Nacht, --
Jahre mögen wohl vergangen,
Daß man mich hierher gebracht.

O! wer konnte sich erfrechen!
O! ich war doch kühn und stark!
Doch die Glieder sind gelähmet,
Und verdorrt ist nun mein Mark.

Gott im Himmel, ist denn keiner,
Der die Schmach zu rächen weiß?
Und der Hallen klagend Echo
Flüstert: „Keiner, keiner“ leis.

Meine Söhne, gut und mutig,
Kennen nicht des Vaters Not,
Meine Freunde, treu und bieder,
Glauben mich schon längstens tot.

Und so muß ich hier verschmachten,
Ungehört und unerreicht!
Kleiner Ort so voll von Leiden,
Bald, o bald mein Grab vielleicht!

II.

Lauernd folgt ich auf der Fährte
Eines Wildes blut'ger Spur,
Die sich durch des Hohlwegs Stauden
Schlängelnd schlug zur nahen Flur.

Aus den Triften, von den Höhen
Schallte Jägerklang mir zu,
Und der Abend heiter lächelnd,
Ließ der Erd' noch keine Ruh'.

Auf der Schulter lag die Büchse
Lässig mir und abgespannt,
Und ich folgte wie im Traume,
Von Gedanken übermannt:

„Tierchen, armes, glaubst dich sicher,
Unter Blättern still versteckt,
Und mit deiner heißen Zunge
Wird die Wunde nun beleckt!"

„Doch die Kugel im Gewehre
Hat ihr Ziel auf dich gestellt,
Armes Tierchen, glaubst dich sicher,
Und wie bald liegst du gefällt!"

Und ich hört' das Herz mir pochen,
War es Großmut, war's Gefühl —
Nahm's Gewehr, und durch die Föhren
Hört' ich wie der Schuß dann fiel.

Bog nun durch die laub'gen Schluchten,
Sah des Forstes Ende schon,
Dacht an heim, — als wild durchrüttelnd
Mich durchfuhr ein kalter Ton:

„Halt!" — und eh' ich umgesehen,
Wo das strenge Wort erbraus't,
Fühl' ich mich zur Erd geworfen,
Hingestreckt von kräft'ger Faust.

Im Gesträuche ward's lebendig,
Wilder Männer bunt Gewirr',
Still dann, wie sie näher kamen,
Nur der Schwerter hell Geklirr.

Und ein murmelndes Befehlen
Hat in Ketten mich gebracht,
Und die Augen fest verbunden,
Führten sie mich durch die Nacht.

Führten schweigend tagelang mich
Durch Geränk und durch Gesträuch,
Half kein Fluchen, half kein Bitten,
Stets war ihre Strenge gleich.

Endlich hört' ich in der Nähe
Hundgebell und Sprachenschall,
An den dicken Quadern fühlt' ich
Mich auf eines Schlosses Wall.

Und von meinen Lippen raunt' es
Wehmutsvoll: „wohin, wohin?"
Doch ein Stoß ward mir zur Antwort,
Weiter mußt' ich schweigend zieh'n.

Auf der Feste angekommen,
Wallten Tritte auf und ab,
Vieles wurde leis besprochen
Und mein Urteil sich ergab.

Einen Riegel schob man knarrend
Dann von einem schweren Thor,
Und der Wache folgt' ich dorthin,
Blind und lautlos wie zuvor.

Folgte meinem stummen Führer
Weit hinab und lang verwirrt,
Hörte nur, wie von den Stufen
Hohl und dumpf der Schritt erklirrt!

Immer weiter, immer weiter
Auf der grauenvollen Bahn,
In den kalten, feuchten Mauern
Rauchte Moderluft mich an.

Und mit dröhnendem Gerassel
Wich dann eine zweite Thür,
Eine dritte, dann — die letzte —
O! es war mein Kerker hier. —

III.

Grau ist nun mein Haar geworden,
Und mein Leib ist krumm gebückt,
Und mein Auge ist erloschen,
Hat so lang kein Licht erblickt.

Nur zuweilen zittert freundlich
Durch die Seele mir ein Strahl,
Durch die Seele mir ein Hoffen,
Daß ich weinen kann einmal.

Dann vergessend mein Gewölbe
Regt der Geist sich wunderbar,
Und der fernen Lieben denkend
Fühlt das Aug' sich jung und klar. —

VI.

Weiß nicht, was dem Wächter fehlet,
Wenn er bringt mein täglich Brot,
Wischt sich Thränen aus den Augen,
Und verläßt dann meine Not.

Ketten hört er täglich klirren,
Schmerz zu seh'n ist er gewöhnt,
Doch scheint Mitleid wach geworden,
Und die Zeit scheint ihn versöhnt.

Drückt oft meine dürren Hände,
Blicket furchtsam ringsherum,
Hebt die Lippen, stottert, zittert —
Und ist wieder ernst und stumm! —

V.

Gestern lag ein müder Schlummer
Auf den Augen mir wie Blei,
Und im Traume hört ich leise
Eine traute Melodei.

Hörte eines Hornes Tönen,
Gar ein wundersamer Klang
Und ich fühlte mich beenget,
Und erwachte still und bang.

Und die Töne wogten lispelnd
Um das Dunkel, wo ich lag,
Sangen in mir alte Weisen,
Wohlbekannte Lieder wach.

Sangen in mir jene Sehnsucht,
Die selbst Ketten gern vergißt,
Wenn nur mit geheimem Zauber
Uns ein süß Erinnern küßt!

Tönet fort, ihr süßen Klänge,
Habt gegrüßt mich unbewußt,
Tönet fort, bis sel'ger Wahnsinn
Mir zersprengt die kranke Brust!

VI.

Wie der Strom zum Meere rollend,
Stolz hinein sein Fluten stürmt,
Und das Meer ihm wild entgegen
Seine mächt'gen Wogen türmt:

So geht's mir mit meiner Hoffnung!
Mächtig ziehet sie heran,
Doch der alte Schmerz will weichen
Nicht der längst betret'nen Bahn! —

VII.

Rubelin, so heißt mein Wächter!
Gestern hat er mir's vertraut,
Und er ist im schweren Dienste,
Ist bei Lützelhardt ergraut.

Als ich ihm darauf erwidert,
Daß ich Ritter Walther sei,
Fiel er weinend vor mir nieder
Und gestand in bitt'rer Reu:

„Seid Ihr Walther, totgeglaubet,
Seid Ihr mein rechtmäß'ger Herr,
Von der Lützelthaler Fehde
Kam gefangen ich hierher.

„Furcht hielt mir die Zung gebannet,
Glaubte Euch zu kennen gleich,
Hätt' ich Rede nur gestanden,
Besser wäre mir und Euch.

„Bald sind draußen, fern von Selbach,
Herr und Diener zum Turnei,
Und die Schlüssel mir gegeben,
Machen dann uns beide frei." —

Rubelin schloß ernst und schweigend
Wieder dann das rost'ge Thor,
Doch die Sprach', die längst entbehrte,
Klang noch lange durch mein Ohr.

Lange konnt' ich mich nicht fassen,
Heiß und kalt mich's überlief,
Dacht' an Weib und dacht' an Kinder
Bis zuletzt ich träumend schlief.

VIII.

Dort an Gerolds grauem Thore
Stehn zwei Pilger müd' und alt,
Klopfend stehen sie schon lange,
Bis es dumpf von innen hallt:

„Eh' ich Einlaß kann gestatten,
Saget mir nach Recht Bescheid:
Wo des Wegs Ihr hergekommen,
Was Ihr wollt, und wer Ihr seid?"

„„Walther, der längst totgeglaubte,
Dieses Schlosses Herr ich bin,
Und mein einziger Begleiter,
Ist mein Wächter Rubelin.

„„Fern von Selbachs hohen Türmen,
Aus des tiefen Kerkers Nacht
Hat mein mutiger Erretter
Sicher mich hierher gebracht.""

Als die Riegel nun gewichen,
Standen Walthers Söhne da,
Doch sie kannten nicht den Vater,
Der so schweres Leiden sah.

Und sie führten ihn zur Mutter,
Weinend reichte sie die Hand,
Den von vielem Gram Entstellten
Hatte Liebe gleich erkannt.

Jubel war in Gerolds Hallen,
Freude wogte nun im Schloß,
Und mit jedem neuen Morgen
Kam ein neuer Freundestroß.

Als man spät noch eines Abends
Jubelnd hoch die Becher schwang,
Hob sich keck ein alter Ritter,
Und die Sprache also klang:

„Freunde, auf! die Schmach zu rächen,
Freunde, auf mit Lanz und Schwert,
Lützelhardt noch fürder schonen,
Wär' die Ritterschar entehrt!"

Mutig sitzen sie zu Rosse
Mutig geht's gen Selbach zu,
Und die Nacht mit ihren Kerzen
Leuchtet lächelnd dazu.

Und die Mauern sind erstiegen,
Und die Thore sind gesprengt,
Und mit Schwertern und mit Fackeln
Wird gemordet und gesengt.

Lützelhardt sah keine Rettung —
Feuer, Feinde, grimm und toll! —
Von der höchsten Burgeszinne
Stürzt er sich verzweiflungsvoll.

Der Graf im Pfluge.

„Die That allein beweist der Liebe Kraft."

Ein edler Herr war zu Metz gesessen, der hieß Alexander. Sein Lob ward weithin verkündet und auch sein Weib genoß große Ehren. Einstmals saß er neben seinem Weibe und sprach: „Liebes Weib, ich will auf einige Zeit hinwegreiten. Mir steht mein Sinn darnach, das heilige Grab zu sehen. Darum bitte ich, daß Du mir nichts dawider redest und mich ziehen lassest." Das Weib erschrak, als sie von diesem Entschlusse hörte und sprach: „Lieber Herr, wolltet Ihr mich allein lassen, so müßte ich immer traurig sein.

Ich müßte Sorge tragen um Euch, wenn ich Euch auf den Straßen wüßte, die von Mördern so oft unsicher gemacht werden. Bleibet hier: ich will Euch früh und spät Kurzweil machen und mit der Laute und der Harfe, die ich zu schlagen verstehe, will ich Euch alle Eure Sorgen vertreiben."

Der Ritter aber wollte sich nicht wankend machen lassen in seinem Entschlusse. Er sprach: „Herrin, es zieht mich nach dem heiligen Grabe, daß ich nicht davon lassen kann. Mit mir wird Gott auf meiner Reise sein. Bleibet nur Ihr in Eurem Herzen mir getreu und wendet Euer Herz nicht an einen andern Mann; dann wird, wenn ich wiederkomme, die Freude um so größer sein."

Als das Weib sah, daß sie ihres Mannes Sinn nicht zu ändern vermochte, ergab sie sich darein. Sie bat aber Gott, daß er ihren Herrn auf seiner Reise behüten und gesund wieder heim führen möchte.

In der darauf folgenden Nacht erschien ihr ein Engel im Traume, der zu ihr sprach: „Mache Deinem Herrn ein Hemd aus feinem weißen Tuche; das soll er auf seiner Pilgerfahrt tragen. An dem Hemde soll Dein Herr erkennen, ob Du ihm im Herzen bist, denn so lange Du ihm die Treue bewahrst, wird das Hemd weiß bleiben und kein Schmutz an ihm haften." Die Frau that, wie ihr der Engel geheißen hatte und als der Ritter auszog, gab sie ihm das Hemd und erzählte ihm von dessen wunderbarer Eigenschaft.

Unter heißen Thränen nahm das Weib dann Abschied.

Auf seiner Pilgerfahrt erging es dem Ritter übel. Kaum war er glücklich über das Meer gekommen, so fiel er als Gefangener in die Hände des heidnischen Königs Mahomed. Der sprach zu ihm: „Nun lasse ich Dir die Wahl, ob Du im Meere ertränkt sein willst, oder ob Du Dein Leben dadurch erhalten willst, daß Du den Pflug auf meinen Feldern ziehest."

Der Graf meinte bei sich, es sei besser, am Leben zu bleiben, denn vielleicht möchte sich Gott doch seiner noch erbarmen und ihn wieder aus der Hand des Heiden erlösen, und so wählte er die Arbeit auf Mahomeds Feldern. Als er diese Wahl dem Könige Mahomed angesagt hatte, ward er mit zehn andern Christenmännern, die man schon früher gefangen hatte, an den Pflug gespannt.

Obgleich die Christen bei dieser harten Arbeit alle Kräfte aufboten, um sich nicht rohen Mißhandlungen auszusetzen, wurden sie doch von den Führern der Pflüge mit Peitschen geschlagen, bis das rote Blut ihnen aus den Wunden rann und ihre Kleider blutig färbte. Nur des Grafen Hemd blieb weiß, trotz alles Schweißes, Staubes und Blutes.

Das sah der König, der von seinem Fenster aus die Gefangenen beobachtete. Es nahm ihn höchlich Wunder, das Hemd unverändert in seiner blendenden Reinheit strahlen zu sehen, und er hätte

gern gewußt, was es damit für ein Bewandtnis hatte. Darum ließ er den Grafen zu sich rufen und fragte ihn: „Aus welchem Christenlande stammst Du denn, und wer hat Dir das weiße Hemd gegeben, an dem weder Schweiß noch Staub haften bleiben?“

Da begann Alexander zu erzählen: „Meine Heimat ist Metz im deutschen Lande. Dort wohnt auch mein Weib, die mir dieses Hemd gegeben, das sie mit eigner Hand gearbeitet hat. So lange das Hemd weiß bleibt, so lange ist mir mein Weib von Herzen getreu; das soll ich in der Ferne erkennen. Und ich denke, daß es weiß bleiben wird, bis ich mein Weib nach Gottes Willen wiedersehe.“

„Das denke nur nicht,“ fiel da der König ein, „Du wirst Dein Weib nie wiedersehen. Du sollst bis an Deinen Tod meinen Acker pflügen; wenn Du das aber nicht länger thun willst, so lasse ich Dich ertränken. Jetzt gehe nur wieder hin und sorge dafür, daß ich Dich niemals beim Pflugziehen lässig finde.“

Als der Graf wieder auf das Feld gegangen war, rief der König einen heidnischen Ritter zu sich, der durch seine Schönheit und sein feines ritterliches Benehmen sich vor allen andern auszeichnete. Zu ihm sprach er: „Du kennst den Sklaven, dessen Hemd immer weiß bleibt. Der hat mir jetzt gesagt, daß ihm das Hemd von seinem Weibe gegeben sei, und daß es weiß bleibe, so lange ihm sein Weib die Treue halte. Das

möchte ich nun erproben, und ich bitte Dich daher, daß Du sofort nach der Stadt Metz in Deutschland reisest und dort alles mögliche aufbietest, damit des Sklaven Weib Dich zum Manne nehme. Bei Deiner Schönheit und Deinem klugen Benehmen kann Dir das nicht allzu schwer werden, und eine reiche Aussteuer hast Du von mir zu erwarten, wenn Dir die Lösung dieser Aufgabe gelingt."

Der Ritter machte sich alsbald auf den Weg nach Metz und teilte ganz die Hoffnungen seines Königs. Um seine Schönheit noch mehr hervortreten zu lassen, legte er, als er der Stadt nahe war, seine besten Kleider an, an denen Gold und Seide nicht gespart waren.

In der Stadt kehrte er in einer Herberge ein und ward um seines stattlichen Ansehens willen von dem Wirt wohl empfangen. Der Wirt fragte ihn auch, woher er komme, und welches das Ziel seiner Reise sei. Da sprach der Ritter: „Ich komme vom heiligen Grabe und habe hier in der Stadt ein Geschäft zu vollenden, das wohl in einer Stunde besorgt sein kann. Ich habe nämlich im heidnischen Lande einen Grafen kennen gelernt, der nannte sich Alexander und sagte, er sei von Metz, wo auch sein Weib noch lebe. Nun möchte ich, wenn das wahr gewesen ist, dem Weibe berichten, wie es ihrem Manne ergeht. Er ist nämlich von dem Könige Mahomed gefangen genommen worden und muß jetzt den Pflug auf dessen Feldern ziehen."

Der Wirt sprach: „Es ist wahr, daß Graf Alexander von hier nach dem heiligen Grabe gezogen ist, und sein Weib lebt noch hier. Nun will ich sofort nach ihr senden, daß sie hierher komme, von ihrem Manne zu hören."

Die Frau bereitete sich schön und kam in die Herberge. Da hörte sie mit Schmerzen von dem Gaste, wie ihr Mann im heidnischen Lande große Not und Pein leiden mußte.. „Er muß," so sprach der Gast, „sein Lebenlang den Pflug ziehen, und wenn er das nicht mehr vermag, so läßt ihn der König ertränken. Ihr werdet ihn daher nie wieder sehen."

Die Frau sprach: „Vielleicht ist es ein anderer Graf, den Ihr den Pflug habt ziehen sehen. Saget mir, womit er bekleidet war, damit ich erkenne, ob es mein Mann war." Da antwortete ihr der heidnische Ritter: „Der Graf hat ein weißes Hemd an, das wird nie schmutzig. Obgleich er schon zwei Jahre lang in Staub und Regen den Pflug gezogen hat, erglänzt es doch noch so weiß, wie frisch gefallener Schnee. Darüber ist unter den Heiden schon viel Verwunderns gewesen."

Daran erkannte die Frau, daß es ihr Mann war. Sie glaubte aber, noch immer die Hoffnung nicht aufgeben zu dürfen, daß sie ihn noch einmal wiedersehen könnte, und diese Hoffnung auf Gottes Gnade sprach sie auch gegen den Gast aus.

Der sprach aber: „Laßt diese Hoffnung fahren, denn sie ist ganz vergeblich. Von König

Mahomeds Gefangenen ist noch keiner wieder frei geworden. Ich will Euch aber einen Vorschlag machen. Wenn Ihr nämlich mein Weib werden wolltet, so würde ich Euch mit nach König Mahomeds Lande nehmen, und Ihr könntet Euren ersten Mann wenigstens noch einmal sehen."

Da bat sich die Frau Bedenkzeit aus bis zum andern Morgen.; dann wollte sie dem Ritter Antwort geben.

In der Nacht dachte die Frau viel darüber nach, was sie nun thun sollte. Sie wäre gar gern in das Land König Mahomeds gekommen, denn sie hoffte, dann für ihres Gatten Befreiung etwas thun zu können, nur mochte sie nicht als des Ritters Weib mitgehen.

Als sie so in Sorgen befangen war, erschien ihr ein Engel und sprach zu ihr: „Laß Dir Deine Haare abschneiden und eine Platte scheren und lege eine Mönchskutte an. Nimm auch Dein Saitenspiel mit Dir und reite dem Ritter nach in das Heidenland. So wirst Du Deinen Gatten erlösen."

Am andern Morgen ging die Frau wieder zu dem Ritter und sprach zu ihm: „Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ich will nicht Euer Weib werden, sondern der Befreiung meines Gatten harren, und wird mir diese Hoffnung getäuscht, so will ich sterben, ohne die Treue gegen ihn verletzt zu haben." Alles Zureden des Ritters half nichts, und das Weib ging wieder nach Hause.

Hier that sie sofort, wie ihr der Engel geheißen hatte, und bald war ihre Gestalt so verändert, daß sie niemand wiedererkennen konnte. Sie nahm ihr Saitenspiel zur Hand und ging zu der Herberge, in der der Ritter eingekehrt war.

Der Wirt empfing sie freundlich und sprach zu ihr: „Willkommen, lieber Herr! Wohin wallet Ihr?“ Sie sprach: „Ich wäre gern über das Meer zum heiligen Grabe.“ Darauf führte sie der Wirt ins Zimmer. Da saß der Ritter gerade bei Tische. Er lud den vermeinten Pilger ein, sich zu ihm zu setzen, und bot ihm von seinem Weine an. Der Pilgrim antwortete aber: „Mein Orden verbietet mir, Wein zu trinken. Auch würde es um meine Reisebarschaft schlecht bestellt sein, wenn ich Wein trinken wollte.“ — „Nun, so eßt wenigstens mit mir und auf meine Kosten, Herr Pilgrim!“ sprach der Ritter, und die Frau that es.

Nach dem Essen ließ sie sich von dem Wirt sein Saitenspiel herbeibringen und damit machte sie dem Ritter Kurzweil, die ihm gar wohl gefiel. Der Ritter hätte gern gesehen, wenn er in Begleitung eines so guten Gesellen seine Rückreise hätte machen können, und fragte sie daher: „Lieber Pilgrim, wo wollet Ihr hin?“ Die Frau sprach: „Ich wäre gern über das Meer, denn mein Sinn steht mir nach dem heiligen Grabe. Nun habe ich aber nicht Reisegeld genug, um eine solche Reise zu bestreiten.“ Da sprach der Ritter: „Ihr seid ein fröhlicher Gesell, der mir

gar wohl gefällt. Ziehet mit mir, die Reisekosten will ich tragen."

Dankend nahm die Frau das Anerbieten an und zog mit dem Ritter bis zum Meere, wo sie auf dem Schiffe eines Kaufmanns ihre Reise weiter fortsetzten.

II.

Auch auf dem Schiffe schuf die Frau mit ihrem Saitenspiele ihren Reisegefährten viel Kurzweil, und noch nie war den Schiffsleuten eine Reise so kurz vorgekommen wie diese.

Als man landete und die Kaufleute ihre Schätze aus dem Schiffe trugen, frug die Frau den Ritter: „Welches ist der Weg zum heiligen Grabe, und wann müssen wir uns von einander scheiden?" Der Ritter sprach: „Herr, bleibt noch einen Monat bei mir und ziehet mit mir heim, damit auch der König die Kunst Eures Saitenspiels bewundern kann.

Da der Ritter mit seiner Bitte nur den geheimen Wünschen des vermeinten Wallfahrers entgegen kam, so ward der Vorschlag um so lieber angenommen und die Reise gemeinsam fortgesetzt.

Auf dieser Reise kamen sie durch eine Aue, an der Alexander an dem Pfluge zog. Sein Weib erkannte ihn wohl, und wie gern sie auch zu ihm gelaufen wäre und ihn begrüßt hätte, so vergaß sie doch der Vorsicht nicht. Sie durfte sich nicht verraten, wenn sie noch etwas für seine Befreiung thun wollte. Der Graf aber konnte

unter dem vorüberziehenden Wallbruder nicht sein Weib vermuten.

Als sie zur Burg des Königs Mahomed kamen, empfing dieser den Ritter mit großem Spott und sprach zu ihm: „Nun, lieber Ritter, wo habt Ihr denn das Weib, das Ihr Euch im deutschen Lande holen wolltet? Ihr habt's doch nicht etwa unter der Verkleidung eines Klosterbruders mit hierher gebracht? Das Hemd des Gefangenen wenigstens ist noch immer weiß."

Der Ritter antwortete: „Ein treueres Weib habe ich nie gesehen. Alle Versprechungen waren vergeblich, sie mochte nicht von ihrem Manne lassen, auch wenn er gefangen wäre."

Da sprach der König: „Lassen wir das nun sein. Ihr sehet eben, daß Ihr noch nicht so schön seid, daß Euch kein Weib widerstehen könnte. Saget mir aber, woher Ihr den Klosterbruder bringt, der mit Euch ist, und was Ihr mit ihm vorhabt." Darauf gab der Ritter zur Antwort: „Dieser Klosterbruder ist der unterhaltendste Mann, dem ich je in meinem Leben begegnet bin; er kann mit seinem Saitenspiel und mit seinem Gesang einem die Stunden vergehen machen, als ob es nur Minuten wären. Ich habe ihn für Euch mitgebracht und ich hoffe, Ihr werdet dem Armen, der ohne Zehrpfennig ist, ein Geschenk gewähren, aus dem ich entnehmen kann, daß Ihr mit meinem Einfall zufrieden seid."

Der König sprach: „Kann er uns Kurzweil machen und unsere Freude mehren, so soll er

mich nicht karg finden. Er mag beginnen, daß wir seine Künste kennen lernen."

Da nahm die Frau ihr Saitenspiel zur Hand und begann so süße Weisen zu spielen, daß dem König das Herz im Leibe lachte. Mit jeder Weise, die die Frau spielte, stieg sein Wohlgefallen, und als sie geendet hatte, sprach er zu ihr: „Lieber Pilger, Dein Spiel gefällt mir so wohl, daß ich Dich an meinem Hofe behalten will, so lange Du selbst nur bleiben willst, und was Du von mir begehrst, das will ich Dir bei meiner Treue geben."

Die Frau freute sich dieser Aufnahme sehr und hatte gute Hoffnungen. Der Monat aber, während dessen sie am Hofe zu bleiben dem Ritter versprochen hatte, verging bald. Da ging sie zu dem Ritter und sprach: „Herr, Ihr sollt mir nun erlauben, meine Reise fortzusetzen, denn der Monat ist um, während dessen ich hier zu bleiben versprach. Auch bitte ich Euch, daß Ihr den König an den Lohn erinnert, den er mir zu geben versprach."

Der Ritter sagte ihr das zu und ging zu dem Könige, um mit ihm über den Lohn des liederkundigen Wallfahrers zu beraten. Sie wurden einig, ihm ein Pferd zu geben, auf dem er seine Reise fortsetzen könnte, dazu noch tausend Gulden Reisegeld.

Als sie das aber der Frau anboten, sprach sie: „Das Roß darf ich nicht nehmen, weil mir mein Orden zu reiten verbietet, ich muß auf mei-

nen Füßen zum heiligen Grabe pilgern. Auch so viel Geld darf ich nicht von Euch annehmen, da mir mein Orden Armut zur Pflicht macht. Wollet Ihr mir aber eine Gnade erweisen, so gebt mir einen von den gefangenen Christen, der mit mir die Pilgerschaft unternehmen und mir ein getreuer Reisegefährte sein will, denn ich möchte nicht gern die weite Reise allein machen."

Ehe noch der König antworten konnte, fuhr der Ritter dazwischen: „So wollte ich, daß Ihr Herrn Alexander von Metz mit Euch nähmet!" Der König aber sprach: „Deine Bitte soll Dir gewährt sein; gehe hin auf den Acker, da die Gefangenen pflügen, und wähle Dir selber einen aus, mit dem Du am liebsten die Pilgerfahrt vollenden möchtest."

Die Frau dankte für des Königs Gnade und ging mit dem Ritter hinweg. Auf dem Wege nach dem Acker sprach der Ritter zu ihr: „Lieber Pilger, ich will Euch einen Rat geben. Nehmt mit Euch Herrn Alexander von Metz, von dem ich Euch schon auf unserer Herreise erzählt habe; er ist ein guter, frommer Mann und wird Euch ein treuer Gesellschafter sein. Mir aber wäre es lieb, wenn er von hier fortkäme, denn so lange ihn der König sieht, muß ich auch des Königs Spott erdulden. Dazu ist Herrn Alexanders Weib so treu, daß ich es ihr wohl gönne, wenn sie ihren Mann wieder zurückkehren sieht."

Die Frau erwiderte: „Ich will erst sehen, ob er mir gefällt, ob er nicht zu alt oder zu

jung ist." Der Ritter sprach: er ist in mittlerem Alter."

Unter solchen Gesprächen waren sie zu dem Acker gekommen. Die Frau ging von einem Pfluge zum andern. Da klagten ihr alle Gefangenen ihre Not, und wie sehr sie sich nach Befreiung sehnten. Zuletzt kam sie auch zu Alexander von Metz. Wie mußte sie sich da bezwingen, daß sie ihm nicht um den Hals fiel!

„Sie fragte ihn: „Lieber Bruder, willst Du mit mir zum heiligen Grabe ziehen, so will der König Dir die Freiheit schenken." Das Herz des Grafen jauchzte vor Freuden bei dieser Nachricht und er sprach: „Lieber Herr, wenn Ihr mich von diesem Pfluge erlöset, so will ich Euer Diener sein, und ich will Euch begleiten, wohin Ihr nur wollt. Leben und sterben will ich für Euch."

Nun sagte die Frau dem Ritter, daß ihr Herr Alexander als Begleiter wohl gefalle, mit ihm wollte sie die Reise zum heiligen Grabe machen. Da löste der Ritter die Bande des Grafen, den die Frau hierauf an die Hand nahm.

Der heidnische Ritter gab ihnen noch einen Brief mit, dem des Königs Siegel beigedruckt war, und der ihnen überall freies Geleit verschaffte. Dann zogen die beiden aus, fröhlichen Herzens, und doch ahnte der Graf Alexander noch nicht, wie nahe ihm sein Glück war.

Ihre Fahrt nach dem heiligen Grabe vollbrachten sie in kurzer Zeit. Der Brief mit dem

Siegel des heidnischen Königs verschaffte ihnen überall freundliche Aufnahme, und wenn es ihnen an Speise gebrach, so schlug die Frau in einem Orte, durch den sie kamen, die Laute; dann gab ihnen jeder, der das hörte, gern Speise und was sie sonst bedürften.

Als sie auf der Rückreise wieder zum Meere kamen, fanden sie das Schiff eines christlichen Grafen liegen, der auch nach seiner deutschen Heimat zurückkehren wollte. Die Frau ging zu dem Grafen und bat ihn um Christi willen, daß er sie beide mit sich fahren ließ. Sie kämen, fügte sie hinzu, vom heiligen Grabe und hätten kein Vermögen, die Überfahrt bezahlen zu können.

Der Graf war gern bereit, die Pilger mit sich zu nehmen, und so kamen sie glücklich und in kurzer Zeit über das Meer. Als sie ans Land getreten waren, wollte sich die Frau, die sich noch nicht zu erkennen gegeben hatte, von Herrn Alexander scheiden; dieser bat aber, daß sie noch ein Stück zusammen wandern möchten. So zogen sie gemeinsam durch das Land, bis sie nur noch eine Tagereise von Metz entfernt waren.

Nun wollte aber die Frau nicht weiter mitgehen; sie sprach: „Lieber Bruder, ziehe nun hin, und Gott behüte Dich. Für Deine brüderliche Treue danke ich Dir. Ich will nun den nächsten Weg nach meinem Kloster einschlagen.“ Alexander aber sprach: „Kommt doch erst mit mir nach Metz, lieber Bruder, damit auch mein Weib den kennen lernt, der mir das Leben und die

Freiheit gerettet hat. Auch meine Freunde würden sich freuen, Dich kennen zu lernen und Dir Ehre entbieten zu können."

Da sprach das Weib: „Redet mir nicht mehr zu; ich will in mein Kloster. Wollt Ihr mir aber eine Gnade erweisen, so gebt mir ein Stück von Eurem wunderbaren Hemde. Wenn ich einmal in Not komme und Eure Hilfe in Anspruch nehmen muß, so sollt Ihr mich daran wiedererkennen."

Der Graf gab seinem Reisegefährten das erbetene Stück, und einander noch einmal herzlich dankend, trennten sich dann die beiden.

III.

Die Frau eilte auf einem Seitenwege der Stadt Metz zu und kam, wie sie es gewollt, früher daselbst an, als ihr Gatte. Sie legte sofort die Mönchskutte ab und zog wieder weibliche Kleidung an. Dann ging sie fröhlich zu ihrem Hause.

Dort ward sie von ihrer Schwiegermutter übel empfangen und eine liederliche Landstreicherin gescholten. Die Frau aber sprach: „Lassen wir Gott walten; es wird ja alles gut werden." Da fuhr die Schwiegermutter zornig auf: „Du meinst, es soll gut werden? Ich sage Dir, es ist schon sehr schlimm. Du läufst in der Welt herum und niemand weiß, wo Du Dich aufgehalten hast. Käme nur mein Sohn Alexander, so wollt' ich ihm sagen, daß sein Weib während

seiner Abwesenheit eine liederliche Dirne geworden ist."

„Ich fürchte mich nicht," sprach das Weib, „wenn Ihr meinem Herrn nur die Wahrheit sagt."

Am andern Morgen kam auch Herr Alexander in seinem Hause an. Was war das für eine große Freude, als die beiden Gatten sich da wiedersahen, als das Weib sich nun keinen Zwang mehr auferlegte und mit seinen Armen den teuren Gatten umschlang.

Die Schwiegermutter ließ aber dem Manne nicht lange Zeit zu seiner Freude. Sie trat sofort mit ihren Anklagen gegen das Weib hervor und sprach: „Lieber Sohn, wo bist Du so lange gewesen? Mich dünkt, Du bist zu lange geblieben, und Dein Weib hat unterdessen einen andern Mann genommen. Hier haben wir sie ein Jahr und zwei Monate lang nicht gesehen; weder in der Kirche noch auf der Straße ist sie von jemand bemerkt worden; wo sie aber gewesen ist, das wissen wir nicht."

Alexander hatte ein viel zu großes Vertrauen zu seinem Weibe, als daß er so schlimme Nachrichten sogleich geglaubt hätte. Er sprach: „Lassen wir jetzt solches Gerede und freuen wir uns des Wiedersehens. Ich habe ein treues Weib, dafür ist mir das Hemd, das trotz Schweiß und Staub und Regen weiß geblieben ist, ein Zeugnis."

In der Stadt wurde die Rückkehr des Grafen bald bekannt. Da kamen alle seine Freunde und

Verwandten, um ihn zu sehen und ihm zu seiner Heimkehr Glück zu wünschen. Im Hause hatte man sogleich die Vorkehrungen zu einem Freudenmahle getroffen, und es wurden daher die Freunde alle eingeladen, an demselben teilzunehmen.

Als man bei Tische saß, begann die Schwiegermutter wieder, von des Weibes Abwesenheit zu reden, und sie forderte laut alle Anwesenden auf, hervorzutreten und es zu sagen, wenn sie jemand in dem Zeitraume von einem Jahr und zwei Monaten in der Stadt gesehen habe. Die Freunde sahen sich unter einander erstaunt an und wußten nicht, was sie sagen sollten. Sie wagten nicht, die Frau zu beschuldigen, sie mußten aber auch der Schwiegermutter zugeben, daß sie während jenes Zeitraumes nicht in der Stadt gesehen worden war.

Da stieg in der Brust des Grafen doch auch einiger Verdacht auf. „Sollte sie," so dachte er, „mit dem Hemd Dich nur in um so größere Sicherheit haben wiegen wollen? Wahrlich," fügte er laut hinzu, „wenn es wahr ist, was ich hier höre, so will ich sie mit Hunden aus meinem Hofe hetzen lassen."

Ein großer Tumult entstand an dem Tische. Die Frau versuchte, sich zu verteidigen, sie konnte aber nicht zum Worte kommen. Da ging sie betrübt hinaus und in ihrer Kammer legte sie die Mönchskleider wieder an. Sie nahm ihr Saitenspiel zur Hand, ging hinaus auf die Straße und schlug eine Weise, die sie oft geschlagen, wenn sie

in fremdem Lande für sich und ihren Gefährten um Brot gebeten hatte.

Als Alexander das hörte, sprach er: „Ich höre meinen lieben Bruder, der auf der ganzen Reise mein treuer Gefährte gewesen ist, nachdem er mich aus den Händen Mahomeds befreit hatte.“ Dann bat er seine Freunde, daß sie den Mönch in das Haus führen möchten. Sie thaten es und der Graf Alexander wies ihm sofort einen Ehrenplatz an dem Tische an.

Mit tief ins Gesicht gezogener Kapuze saß der Mönch da und fragte seinen früheren Reisegefährten: „Lieber Bruder, wo ist denn das getreue Weib, von dem Du mir auf der Reise so oft erzählt hast?“ Man sah sich nach der Frau um, aber sie war nicht am Tische.

Da ging die Schwiegermutter hinaus und suchte sie im Hause. Als aber all' ihr Suchen vergeblich war, kehrte sie zurück und sprach: „Sie ist wieder davongelaufen, und wenn wir nicht noch viel Schande an ihr erleben wollen, so ist es vielleicht das Beste, wenn wir sie laufen lassen und sie so bald als möglich vergessen. Merkwürdig aber ist es,“ fügte sie hinzu, „daß niemand auf der Straße sie gesehen hat und daß sie auch diesmal ganz unbemerkt entwichen ist. Sie muß geheime Stege wissen.“

Die Nachricht versetzte den Grafen in große Betrübnis und laut beklagte er, daß er die Pilgerfahrt unternommen, da er dadurch sein früher so getreues Weib eingebüßt hatte. Da stand aber

die Frau auf, und während sie in feierlichem Tone sprach: „Alexander, Du hast auch heute noch ein treues Weib!“ ließ sie die Kutte fallen. Auch reichte sie dem Grafen das Stück des Hemdes, das er ihr beim Abschiede vor der Stadt gegeben hatte, sowie den Geleitsbrief, den sie von dem heidnischen Ritter empfangen hatten, und sprach dabei: „Ich hoffe, daß Du selbst nun meine Ehre wirst retten können und meinen Freunden sagen, wo ich während des Zeitraums von einem Jahr und zwei Monaten gewesen bin.“

Die Freude des Grafen über diesen unvermuteten Ausgang war unbeschreiblich. Er herzte und küßte sein treues Weib, und lange dauerte es, ehe die erstaunten Verwandten erfuhren, welche Gefahren und welche Mühen das ebenso kluge wie treue Weib auf sich genommen hatte, um den Gatten aus der Gefangenschaft zu befreien.

Alb. Richters deutsche Sagen, 3. Aufl. Leipzig, Fr. Brandstetter.

Der Wolkenbruch in Türkheim.

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebwiller in der Wanne,
Zu Türkheim im Brand,
Wächst der beste Wein im Land.“

Ein guter Bekannter that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das Elsaß. Wie er in Türkheim abends in das Wirtshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpplein, und ißt zwei Bratwürste, eine nach der andern. „Herr Präsident,“ sagte der gute Bekannte, „treffe ich

Euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermutet.“ Der Präsident lächelte und sagte: „Es ist alles möglich.“ Sie bleiben beisammen, diskutieren allerlei miteinander, gehen miteinader in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein paar Bretter, eine Haspel, zwei paar Schuhe ꝛc., Brastbergers Predigtbuch und eine große Flasche von Kirschenwasser stürzten herunter. Aber die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel, und übergoß den guten Bekannten mit Kirschenwasser und Glasscherben. „Herr Präsident kommt mir zu Hilfe!“ — „Was ist Euch begegnet?“ fragte der Präsident?“ — „Ich glaube der Himmel, der über dem Bett ist, sei eingefallen.“ Da lachte der Präsident und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis aufs Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Habe ich Euch nicht gesagt, es sei alles möglich?“

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.

Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Übermut
Hätt er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gotteswillen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „mach dir's leicht!"
Da ward ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, giftger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur That
Und offen des Verführers Rat,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut ihm ins Herz des Argwohns Samen.

„Wie glücklich seid Ihr, edler Graf!"
Hub er voll Argliſt an.
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels giftger Zahn.
Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib:
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Braun:
„Was red'st Du mir, Gesell?
„Werd ich auf Weibertugend baun,
Beweglich wie die Well?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube steht auf festerm Grund!
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff ich, der Versucher ferne."

Der andre spricht: „So denkt Ihr recht:
Nur Euern Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein Solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" —
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Redst Du von einem der da lebet?" —

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg sich meinem Herrn!
Doch weil Ihrs denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück ich's gern," —
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich,
„Wer hebt das Aug zu Kunigonden?"
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden."

„Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fuhr er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

„Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Glut gesteht" —
„Gesteht!" — „Und sie um Gegenlieb,
Der freche Bube! fleht.

Die gnädge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn Herr, was habt Ihr zu befahren?"

Da ritt in seines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Öfen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand:
Der Funke sprüht, die Bälge blasen
Als gält es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier,
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte geht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächtgen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der Euch also fragt:
„Habt Ihr befolgt des Herren Wort?"
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug nicht weiter sehe."

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust.
Denn fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret Dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten."

Und jener spricht: „Es soll geschehn"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob Sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag, was kann ich Dir verrichten?
Denn Dir gehören meine Pflichten."

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heilge Messe hört ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst Du reuig Deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden."

Und froh der vielwillkommnen Pflicht
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht in schnellem Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Findst Du ihn auf dem Weg!"
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg!

Denn um die Ernte war's und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß:
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen war er alsobald
Und macht den Sakristan:
„Das," spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand.
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schenkt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärtgen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hatt' es alles inn',
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum dominus
Der Priester zur Gemein sich wendet,
Die heilge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligtum
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruf er: „Was der Herr gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?"
Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
„Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher! Wo kommst Du her?" —
„Vom Eisenhammer." — Nimmermehr!
So hast Du Dich im Lauf verspätet?"
„Herr nur so lang bis ich gebetet.

„Denn als von Euerm Angesicht
Ich heute ging, verzeiht,
Da fragt ich erst nach meiner Pflicht
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören: gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre."

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde Dir
Am Eisenhammer? sprich!" —

„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

„Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
Wird glühend und wird blaß:
„Sollt er Dir nicht begegnet sein,
Ich sandt ihn doch die Straß'!"
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur." —
„Nun," ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet."

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Kindes Hand,
Bringt ihn der Gattin tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein:
Wie schlimm wir auch beraten waren,
Mit dem ist Gott und seine Scharen."

Diese Sage, wozu der Dichter den Stoff aus der Novellensammlung Les Contemporains (1780) von Rétif de la Bretonne entnommen hat, ist ihrem Kerne nach sehr alt und vermutlich orientalischen Ursprunges. Sie gehört zu den wandernden Sagen, die sich nach Zeit, Örtlichkeit und Volkscharakter mannigfach umzubilden pflegen. In Somadevans Märchensammlung ist der zum Tod Auserseheue ein tugendreicher Brahmane; der König läßt sich von der Königin zur Einwilligung in den Mordplan bereden. Ein Koch wird beauftragt, morgen denjenigen zu schlachten, der zu ihm kommt mit den Worten: „Der König wird heute mit der Königin zusammen speisen; darum bereite eilig das Mahl." Am andern Morgen befiehlt der König dem Brahmanen, mit diesen Worten das Mahl beim Koch zu bestellen. Auf dem Wege zum Koch begegnet der Brahmane dem Königssohn. Dieser verlangt

von ihm die sofortige Besorgung eines Paars goldener Ohrringe. Der Brahmane übernimmt den Auftrag, wofür der Königssohn in die Küche geht, den Auftrag des Königs zu vollziehen, und so statt des Brahmanen geschlachtet wird. Der König erkennt, als er das Geschehene erfährt, die Wahrheit des Wortes, das der Brahmane täglich wiederholte: „Wer Gutes thut, wird Gutes, wer Böses thut, wird Böses ernten", und bestimmt ihn zu seinem Nachfolger.

Mit mehrfach abweichenden Nebenumständen spielt die Geschichte am Hofe eines ägyptischen Königs, wieder in anderer Gestalt am Hofe des Sultans Selim. Der portugiesische Geschichtschreiber Antonio de Vasconellos verlegt sie an den Hof des Königs Dionysius des Gerechten. Bei älteren französischen, italienischen und deutschen Schriftstellern kehrt sie in ihren wesentlichen Zügen noch mehrmals in Versen und Prosa wieder. (Dr. H. Viehoff).

Der Kellermeister auf Arnsburg.

„Zu einer guten Stunde hast,
O Wandrer, Dich verirrt,
Es sucht sich heute seinen Gast
Der alte Geisterwirt."

Auf einem Berggipfel des rauhen Bärenthals im unteren Elsaß, eine Stunde von Oberbronn, erblickt man die Trümmer des Schlosses Arnsburg, welches auch unter dem Namen Teufelsschloß bekannt ist.

In den sagenhaften und unerreichbaren Kellergewölben dieses Trümmerhaufens, — so erzählt die Sage, — liegen zahllose Fässer von unermeßlicher Größe, alle mit einem Feuerwein gefüllt, wie die Sonne jetzt keinen mehr zu kochen ver-

mag. Im Sommer, wenn die Tage schwül und heiß, dringt sein würziger Duft durch die Felsenspalten und erfüllt die naheliegenden Felder und Wälder mit lieblichem Weingeruch.

In einer solchen schwülen Sommerszeit, ging ein Köhler um die mitternächt'ge Stunde durch den dunklen Tannenforst, zu seiner Hütte zurück. Er war durstig und müde und die Beine versagten fast den Dienst.

„War das heute ein Sonnenbrand! Die Zunge klebt mir am Gaumen. Wäre ich doch bei meiner Hütte und könnte aus meiner kühlen Quelle trinken!" so sprach seufzend der nächtliche Wanderer.

Endlich trat er aus dem Tannicht heraus, und vor ihm lagen im Mondschein die Trümmer der Arnsburg. Langsam stieg er den holperigen Felsenpfad hinan, denn seine Hütte lag jenseits des Trümmerwalls. Da umwehte ihn mit einemmale der sagenhafte, balsamreiche Weinduft, der immer stärker wurde, je mehr er sich den alten Burgtrümmern näherte. Oben angekommen, wollte er eben an dem offenen Burgthore vorbei schreiten, als vom grasbewachsenen Hofe her ein grau gekleidetes Männlein, mit kreideweißem Bart, einer grünen spitzen Mütze und einem weißen Stabe in der Hand, auf ihn zuschritt und neugierig fragte:

„Wohin mein Freund?"

„Nach Hause!" antwortete der Köhler.

„Hast Du Durst?" fragte das Männlein weiter.

„Wer hat bei solcher Hitze keinen Durst? Wäre nur eine Quelle in der Nähe, daß ich trinken könnte!“ entgegnete der Köhlersmann.

„Eine Quelle kannst Du nicht finden, denn alle Bergwasser sind versiegt in der langen Dürre,“ sagte der Kleine, „aber ich will Dir die Brünnlein zeigen, von denen der gute Geruch kommt, und Du sollst Dich laben wie nie zuvor. Willst Du mit mir gehen? Mir allein sind die Schätze bekannt, welche in den unterirdischen Kellern verborgen liegen, ich habe die Schlüssel dazu, und nun komme!“

„Sei wer Du willst“, sprach der durstige Köhler, „ich folge Dir!“

Das Männlein führte den Köhler um die Burg, dann auf steilen Wegen abwärts durch dichtes Gebüsch in eine tiefe Schlucht, dann zog es einen Bund Schlüsseln hervor und schloß schnell die graubemooften Felsen auf. Beide traten in einen dunklen Gang und stiegen selbander, eine zerfallene Treppe hinab, in eine schauerliche Tiefe. Plötzlich befanden sie sich in einem Keller, der sich unter dem ganzen Felsenberg hinzog. Tausende lichtstrahlende Lampen erhellten den weiten Raum und zeigten dem erstaunten Köhler eine Menge weingefüllter Riesenfässer, wie er solche auf seiner langen Wanderschaft durch das Reich niemals gesehen hatte. Vor jedem Fasse stand auf zierlichem Tischchen ein krystallener Pokal. Einen solchen Pokal erfaßte der graue Führer und füllte ihn aus einem Fasse bis zum Rande.

„Laß Dir ihn schmecken!“ sprach er freundlich, und reichte dem Köhler den vollen Becher, welchen dieser auf einen Zug leerte.

„Ach! das ist ja ein wahrer Feuerwein!“ sprach der Gast, „der hat mich wunderbar gelabt! Habe herzlichen Dank dafür, Du guter Alter!“

„Er ist auch schon gar alt,“ versetzte das Männlein. Er heißt der goldene Königswein, und der Burgherr ließ ihn nur bei hohen Festen und ritterlichen Kampfspielen kredenzen. Ich war der Kellermeister des Schloßherrn, und ich bin es noch. Ich muß zwei Jahrhunderte hier umgehen, weil ich bei meiner Lebzeit dem Gesinde den Wein mit Wasser gemischt habe; aber meine Zeit ist bald um. Doch der Tag graut; lebe wohl und ziehe fröhlich durch das Leben.“

Mit dem letzten Worte war der Kellermeister verschwunden. Der Köhler fühlte, wie seine Sinne schwanden und er blitzschnell, wie von Geisterhänden, über den Felsen emporgetragen wurde. Als er aus der Betäubung erwachte, stand er auf dem Pfade, der zu seiner Hütte führte. Das Frühlicht des Tagesgestirns verbreitete sich bereits über Wald und Flur, und frohgemutet eilte er seiner Hütte zu und erzählte den Seinen sein wunderbares Erlebnis. — Weiter berichtet die Sage von der Arnsburg: Um Mitternacht erwachen die Ritter in ihren Grüften und spielen mit silbernen Kegeln, und das Rollen der Goldkugeln, Geschrei und Becherklang werden oft im Thal gehört.

Wenn aber die Rebe in der Blüte steht, steigt noch heute mancher lüsterne Bachusbruder im Abenddunkel den Berg hinan, beseelt von dem geheimen Wunsche, der kleine Kellermeister möchte auch einmal seinen Durst mit dem goldenen Naß aus der Tiefe stillen. Doch, wie sie auch das alte Gemäuer umschleichen und den Eingang zum weingefüllten Felsengewölbe suchen mögen, Graumännlein erschließt ihnen seine Schatzkammer nicht und ladet sie nicht zur Labe an seinem goldenen Königswein. Warum denn nicht? Vermutlich deshalb nicht, weil er inzwischen erlöst worden ist.

Der närrische Fiedler.

„Wohl manchen Wandrer faßt ein Graun,
Und er beseufzt solch' Schreckenstod,
Wenn fern gespenstisch anzuschaun,
Die Trümmer stehn im Abendrot."

Auf ihrer alten einsamen Burg im Wasgau lebte die betagte Frau von Schoneck mit ihrer einzigen Tochter Bilhild. Sie war Witwe seit vier Jahren, und man wußte nicht zu sagen, wo ihr Mann geblieben. Sein Wams hatte man am Ufer des benachbarten Sees gefunden, und es ging die Rede, er habe sich in einem Anfalle von Tiefsinn hineingestürzt, denn sein Hauswesen war ziemlich in Verfall geraten. Die Frau von Schoneck mußte sich deshalb auf das Nötigste beschränken und war mehr mit dem Mangel als

mit dem Überfluß bekannt. Doch besaß sie einen großen Schatz in ihrer Tochter, die heranblühte in aller Schönheit und Tugend. Sie allein schien nicht zu wissen, wie freigebig sich die Natur gegen sie erwiesen, und alle ihre Wünsche und Sorgen waren ihrer guten Mutter zugewendet.

Die Burg Schoneck lag auf einer Waldeshöhe, an deren Fuß sich zwei gar anmutige Thäler hinzogen. Das eine dieser Thäler hieß das Brunnenthal, von den vielen Quellen, die dort hervorsprudelten, und es stand daselbst eine Kapelle mit dem Bilde der Mutter der Schmerzen unter Linden. Bilhild besuchte oft in den Abendstunden die Waldkapelle und schmückte den Altar mit Blumen, so lange in der Gegend welche zu finden waren. Einst auf dem Wege dahin bemerkte sie einen alten Mann in seltsamer Kleidung. Die Züge seines tief gefurchten Antlitzes schienen starr und unbeweglich, und aus den erloschenen Augen, welche tief in ihren Höhlen lagen, flammte bisweilen ein furchtbares Feuer auf. Er ging barfuß im Winterfrost wie in der Sommerhitze, und hatte eine Fiedel in der Hand.

Die Jungfrau erschrak bei seinem Anblicke, aber er legte, sobald er ihrer ansichtig wurde, die Hände kreuzweis auf die Brust und grüßte sie so freundlich, daß sie Zutrauen gewann und ihm ein Almosen anbot.

Er schlug es aus und sagte: „Fräulein, betet für mich, das giebt einen Zehrpfennig auf die letzte Wanderschaft, und die trete ich bald an."

„Wer seid Ihr?“ fragte Bilhild.

„Ich bin der närrische Fiedler, so nennen mich die Leute.“

Bei diesen Worten nahm er seine Geige und fing darauf zu spielen an, aber in so seltsamen Tönen, daß der Jungfrau ein Grauen anwandelte. Sie wollte entfliehen, und doch war etwas in der Gestalt und zumal in den Gebärden des Greises, was sie wieder festhielt.

„Erzählt mir etwas von Eurem Schicksale,“ fing sie an, nachdem sie etwas Fassung gewonnen hatte.

Der Alte lächelte höhnisch und schmerzlich zugleich. Er deutete gen Himmel und sang dann mit heiserer Stimme:

Alles wird ja aufgeschrieben,
Alles Hassen, alles Lieben.
Viele hat das Grab genommen,
Doch sie müssen wiederkommen,
Müssen treu die Wahrheit sagen,
Wenn die fremden Boten fragen,
Und dann eil' ich her und singe,
Daß der Schlaf sie wieder zwinge.

Bei den letzten Worten schien eine Flamme aus seinen Augen zu schlagen, die wenigen dürren Locken um den kahlen Scheitel sträubten sich empor, und der Ton seiner Stimme klang wie der krächzende Unglücksruf des Raben.

Bilhild schauderte zusammen, und eilte in ängstlicher Beklemmung der Burg zu. Als sie dort anlangte und ihrer Mutter erzählte, was ihr begegnet sei, gab ihr diese einigen Aufschluß über

den närrischen Greis und erzählte, er sei Diener auf der Elsterburg gewesen viele Jahre hindurch, auch hätten der alte Ritter Jörg und sein Sohn Ulrich viel Vertrauen auf ihn gehabt. Allein plötzlich sei er wahnsinnig geworden, um die Zeit, da Bilhildens Vater verunglückte; er geselle sich selten zu Menschen, am liebsten noch zu Kindern, doch sei in seinen Reden oft ein klarer Sinn, und er bete fleißig und betrübe keinen Menschen.

Die Erwähnung der Ritter von der Elsterburg machte Bilhilden nachdenkend und fast traurig. Beide kamen oft nach Schoneck, und Ritter Ulrich hatte es kein Hehl, daß die schöne Bilhild die Ursache davon sei. Auch hatte sein Vater mehr als einmal bei Bilhildens Mutter ein Wörtlein von einer Verbindung zwischen ihren Kindern fallen lassen, allein die Frau von Schoneck wußte jedesmal auszulenken. Es war ihr von jeher in Gegenwart dieser Menschen ganz unheimlich zu Mute geworden, und sie hatte es stets mit Bekümmernis angesehen, daß ihr verstorbener Eheherr einigen Umgang mit ihnen gepflogen.

Am Abend des nächsten Tages wandelte Bilhild, wie sie gewohnt war, in das Brunnenthal. Ein junger Pilgrim saß unfern der Kapelle auf einem Steine am Wege. Er schien sehr ermüdet und schaute schwermütig in die vorüberfließende Quelle. Als er der Jungfrau ansichtig wurde, stand er auf und grüßte sie sittsam. Seine hohe bedeutsame Gestalt und der ruhige klare Blick seines Auges fielen Bilhilden auf und nahmen sie

zu seinem Vorteil ein. Sie wollte ihn fragen, ob er für die Nacht eine Herberge suche oder eines Zehrpfennigs bedürfe, aber die weibliche Sittsamkeit schloß ihr den Mund und sie richtete ihre Schritte, obgleich langsam, nach der Kapelle.

Ihr Gebet war diesmal nicht so unbefangen, wie sonst, denn unwillkürlich beschäftigte sie der Gedanke, welch ein Schicksal wohl diesen Jüngling, der unmöglich von geringer Herkunft sein konnte, in diese Gegend gebracht haben könne. Daß er keine Schuld zu büßen habe, sondern nur ein Gelübde für die Erhaltung teurer Eltern oder Geschwister entrichten wolle, schien ihr außer Zweifel, denn er sah ja nicht aus wie einer, der ein stechendes Gewissen hat.

Beim Herausgehen aus der Kapelle überlegte sie, ob sie nicht wenigstens ein gutes Wort zu ihm sprechen sollte, und sie faßte wirklich den Vorsatz, es zu thun, aber er war verschwunden und darob betrübte sie sich fast und machte sich selbst zum Vorwurf, daß sie ihn nicht gefragt, woher und wohin?

Als sie nach Hause kam, erzählte sie ihrer Mutter von dem Pilgrim, und diese schalt, daß sie ihn nicht auf die Burg eingeladen. In diesem Augenblick trat ein Diener herein und meldete, es sei ein junger Pilgersmann unten, der um ein Obdach für die Nacht bitte. Die Edelfrau befahl sogleich, ihn herauf zu führen und ihm ein Schlafgemach zu bereiten. Auch hieß sie Bilhilden, Brot und Wein herbeizuholen.

Der Pilgrim trat herein, und sein Anblick überraschte die Edelfrau gar seltsam. Sie glaubte den Jugendfreund ihres Gatten, Gisbert von Thurn, der vor 25 Jahren nach Palästina gezogen war, vor sich stehen zu sehen. Sie fragte ihn nach Namen und Herkunft. „Mein Vaterland ist Ägypten," antwortete er, „und mein Name Kuno von Thurn".

„So ist Gisbert Euer Vater?" rief die Frau von Schoneck.

Der Jüngling bejahte es.

Eben trat Bilhild herein und brachte Brot und Früchte; ihr folgte ein Diener mit Wein.

Die Edelfrau bat ihn, vor allen Dingen sich zu erquicken und dann zu erzählen, wie es seinem Vater ergangen, und warum er nichtw ieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Der Jüngling erzählte, wie sein Vater vor vierundzwanzig Jahren in einem Gefechte mit den Sarazenen gefangen und als Sklave nach Kairo gebracht worden. Die Liebe zur Tochter seines Herrn und die Sehnsucht nach Freiheit hatten ihn verleitet, das Christentum zu verlassen, dem er jedoch im innersten seines Herzens fortwährend treu geblieben. Kuno war sein einziger Sohn; er hatte ihn heimlich getauft und, nachdem der Knabe herangewachsen war, ihn mit den Lehren der Christen bekannt gemacht.

„Ihr seid also ein Christ?" unterbrach ihn die Edelfrau, der beim Anfange der Erzählung eine Centnerlast auf die Seele gefallen war.

„Ich bin ein Christ," fuhr der Pilgrim fort, und es war der einzige Wunsch meines Vaters, mit mir nach Deutschland zu entfliehen und hier den Irrtum seiner früheren Jahre öffentlich abzuschwören. Nur das vieljährige Siechtum meiner Mutter hielt ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurück. Doch hatte er inzwischen einen großen Teil seines Vermögens durch Kaufleute nach Marseille zu bringen gewußt. Meine Mutter starb endlich, aber an demselben Tage, da sie beerdigt wurde, überfiel ihn eine heftige Krankheit und er hatte im ersten Augenblicke die Ahnung, daß er weder genesen, noch das Land seiner Väter je wieder schauen würde. Er nahm aber von mir das Versprechen, gleich nach seinem Tode in seine Heimat zu flüchten und dort meinen Wohnsitz zu nehmen. Er gab mir noch ein Schreiben an seine Freunde in Marseille und ein zweites an Euren Gatten, den Ritter von Schoneck, dessen Ableben ich erst von Euren Leuten erfuhr. Zugleich mußte ich ihm geloben, die Reise als Pilgrim zum heiligen Vater nach Rom zu machen und mich dort öffentlich zum Christentum zu bekennen. Dies habe ich denn auch treulich erfüllt. Das Glück war mir günstig auf meiner Reise, und nur zweierlei Trauriges ist mir begegnet: die Burg meines Vaters fand ich in einen Steinhaufen verwandelt, und Euren Eheherrn bei den Toten."

Als die Edelfrau den Brief an ihren verstorbenen Gatten öffnete, kamen ihr Thränen in

die Augen, und Bilhild verhüllte sich das Angesicht. Aus dem Schreiben ergab sich, daß Kunos Vater bei der Abreise nach dem gelobten Lande einen großen Schatz vergraben und daß sein Freund, der Ritter von Schoneck, einzig um das Geheimnis wußte. Diesem sollte auch der Schatz als Eigentum zufallen, wenn jener, nach einem Verlauf von zwanzig Jahren, nicht zurückgekehrt sein würde. In dem Briefe hieß es unter andern: „Der eiserne Topf, den wir in der grausigen Wetternacht vor meinem Abschied am See vergraben, ist Dein, weil die zwanzig Jahre längst um sind und mein Sohn reich genug ist und Du selbig Geld nötiger brauchen wirst. Wenn Dir der Himmel inzwischen eine Tochter geschenkt hat, die meinem Kuno ansteht, so wär's mir gar lieb, er nähme sie zur Hausfrau."

Die Edelfrau hatte die letzten Worte des Briefes still für sich gelesen, allein Kuno und Bilhild konnten den Inhalt leicht aus dem Anfange der Stelle erraten. Beide gerieten in nicht geringe Verlegenheit, aber der Jüngling faßte sich schnell und sagte:

„Edle Frauen, wenn ich eine Zeit lang in Eurer Nähe gelebt habe, so werdet Ihr urteilen können, ob der Wunsch meines Vaters einige Überlegung verdiene."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, um Bilhilden eine größere Verlegenheit zu ersparen. Ihre Mutter hatte indessen wenig auf die Rede des Ritters geachtet, denn in ihrer Seele

stiegen jetzt seltsame Gedanken und Ahnungen auf. Ihr Gatte war oft an den See gegangen, dort Fische oder wilde Enten zu fangen, vermutlich aber mehr in der Absicht, sich zu versichern, ob der Schatz nicht entdeckt und geraubt worden. Dieser Umstand schien mit seinem plötzlichen Verschwinden zusammen zu hängen. — Im düstern Nachsinnen mochte sie wohl eine Stunde fast unbeweglich gesessen haben, als Bilhild, welche unterdessen das Haus besorgte, sie zum Nachtessen rief. Bei Tische schlug Kuno vor, nach dem vergrabenen Schatz zu suchen, wenigstens einen Versuch zu machen.

In der Frühe des nächsten Morgens begab sich Kuno an den See, um vorerst die Gelegenheit desselben auszukunden. Seine Ufer waren größtenteils flach, und von allerlei Gesträuch und Wasserpflanzen bedeckt. Nur gegen Osten stieß er an einen Vorhügel aus dessen Gestein eine Quelle herabrieselte. Da und dort lagen große Felsstücke, mit Moos und Farrenkraut bewachsen. Eines davon stand aufrecht, an ein anderes gelehnt, was ohne Zweifel durch Menschenhände geschehen sein mußte. Indem der Pilgrim die Stelle aufmerksam betrachtete, kam der seltsame Fiedler daher, starrte den Fremden einige Augenblicke an, nahm seine Geige und raste darauf in den schneidendsten Mißtönen. Kuno wußte nicht, was er aus der Erscheinung machen sollte. Wohl hatte der Mann den Blick und die ganze Art eines Wahnsinnigen, doch schien auch seine Brust

ein nagender Kummer zu verschließen und sein scheues Auge Hinterlist zu fürchten. Er hörte plötzlich mit seinem tollen Spiele auf, schaute ängstlich umher, ob nicht noch andere Menschen in der Nähe sein möchten, legte alsdann den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund und deutete mit der linken auf den Fleck, welchen Kuno nachdenkend betrachtet hatte. Der Jüngling wurde durch diese Gebärde auf das höchste überrascht. „Mann," sagte er zu dem Fiedler, „giebt es hier ein Geheimnis, wozu Du den Schlüssel hast?"

Der Fiedler lachte gräßlich, sprang an den Rand des Sees und langte aus dem Schilf einen eisernen Topf hervor, und warf ihn dem Pilger vor die Füße. In diesem Augenblicke schien ihn eine tödliche Angst zu befallen; er blickte nach allen Seiten umher und entfloh so eilig, daß Kuno seine Spur gar nicht mehr gewahr wurde. Er wußte den wundersamen Auftritt gar nicht zu deuten; ein furchtbares Geheimnis schien hier obzuwalten, und des Jünglings Herz erbebte vor der Enthüllung. Er verbarg den eisernen Topf wieder im Dickicht und kehrte nach Schoneck zurück, um die Sache mit der Edelfrau zu überlegen. Dort waren inzwischen Jörg und Ulrich von der Elsterburg angekommen und hatten sich als Gäste auf den Mittag gemeldet. Die schöne Bilhild hatte in aller Unschuld dem Junker seine Ruhe geraubt, und er war fest entschlossen, die Pein der Ungewißheit nicht länger zu dulden, sondern es auf ein klares Ja! oder Nein! an-

kommen zu lassen. Auch der Vater schien die Verbindung zu suchen, obgleich er reich und geizig und auf Schoneck nichts zu holen war.

Als Kuno hörte, daß Fremde da seien, ging er in die Gesindestube und ließ sich da mit einigen alten Knechten in ein Gespräch ein. Er fing vom gelobten Lande an und vom Grabe des Erlösers, wußte aber bald nach Schoneck einzulenken und auf den verstorbenen Ritter zu kommen. Die Umstände, welche er jetzt vernahm, gaben ihm allerdings einiges Licht, allein gar vieles blieb noch dunkel und ungewiß. Er suchte jetzt Gelegenheit, die Edelfrau, noch vor Tische allein zu sprechen, und bat sie, ihn bei den Gästen für einen schlichten Pilgersmann gelten zu lassen. Als einen solchen stellte sie ihn denn auch beiden Rittern beim Mittagessen vor, und Kunos ernste, schwermütige Gebärde diente ihrer Aussage zur Bestätigung.

Junker Ulrich war einzig mit der schönen Bilhild beschäftigt, aber der Alte faßte den Pilgrim scharf ins Auge, und je länger er ihn betrachtete, desto weniger mochte er sich einer bangen Ahnung erwehren.

„Weß Landes seid Ihr?“ fragte er den Jüngling.

„Ich bin aus Ägypten.“

„Also ein Heide?“ fiel Ritter Jörg ein.

„Nein, ich bin ein Christ.“

„Und was bringt Euch nach Deutschland?“ forschte jener weiter.

„Mein Schicksal. Der Mensch geht nicht immer den Weg, den er will, sondern den er gehen muß."

Das Zwiegespräch dauerte noch eine Weile. Die Antworten des Pilgers hatten fast durchaus etwas Rätselhaftes, worüber der alte Ritter stutzig ward. Um seine Verlegenheit zu bergen, leerte er fleißig seinen Becher und geriet zuletzt in eine drollige Lustigkeit. Auch seinen Sohn hatte der Wein und Bilhildens freundliches Wesen recht lebendig gemacht; er gab eben seinem Vater einen Wink, die Werbung um die Hand des Fräuleins jetzt vorzubringen, als plötzlich die Thüre des Gemaches sich öffnete und der närrische Fiedler hereintrat. Sein Gesicht hatte etwas Starres und Totenähnliches, und ein Kranz von Tannenzweigen um das Haupt gab ihm ein wunderliches und grauenvolles Ansehen. Er verbeugte sich vor den Anwesenden und fing dann zu spielen an, erst in weichen, schmelzenden Trauertönen, hierauf aber wild und kreischend, den heulenden Stimmen im Walde beim Orkan ähnlich.

Die beiden Ritter von der Elsterburg schraken zusammen, als sie des Fiedlers ansichtig wurden, und eine Grabesbläße überzog ihr Gesicht; dem Pilger war dies nicht entgangen. Lange konnten sie kein Wort hervorbringen, endlich zwang sich Ritter Jörg zu einem verzerrten Lachen und sagte:

„Lebt der tolle Andreas noch! ich dachte, die Vögel des Himmels hätten ihn längst aufgespeist."

„Wie das?“ fragte Kuno.

„Ei nun,“ antwortete der Alte, „dieser Mensch da ist der Sohn meines Turmwarts und diente mir viele Jahre, da auf einmal wurde er irre und verschwand und hielt sich meistens in den Wäldern auf. Ich habe seit lange nichts mehr von ihm gehört und meinte, er sei irgendwo verunglückt.“

Bilhild füllte jetzt einen Becher mit Wein und brachte ihn dem Fiedler, der sich unbeweglich an einen Thürpfosten anlehnte. Er schüttelte den Kopf, legte die Hände kreuzweis auf die Brust, verneigte sich vor der Jungfrau und entfernte sich eiligen Schrittes. Ritter Jörg wollte den Eindruck dieser Erscheinung gern verwischen und die Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. Er stand daher vom Tische auf und bat die Edelfrau, mit ihm in ein Fenster zu treten. Sie folgte ihm zögernd, und Bilhild, welche seine Absicht ahnen mochte, verließ das Gemach. Der alte Ritter gab der Edelfrau den Wunsch zu erkennen, die Hände ihrer Tochter und seines Sohnes zu vereinigen. Sie erschrak, ob ihr gleich der Antrag nicht unerwartet kam, und da es ihr von jeher in seiner Nähe unheimlich gewesen und sie seine tückische Gemütsart fürchtete, so hatte sie nicht den Mut, nein zu sagen, sondern verlangte blos Bedenkzeit für ihre Tochter. Der Ritter konnte dagegen nichts einwenden.

„Nun denn,“ sagte er, „in vier Tagen will ich mir die Antwort holen.“

Er winkte zugleich seinem Sohne, und beide beurlaubten sich.

Die Edelfrau eilte nun, sich vor allen Dingen mit Kuno zu beraten. Sie fand ihn mit Bilhild im Garten, wo sich beide ihre Mutmaßungen über den heutigen Vorfall mitteilten. Sie erzählte, was der alte Ritter im Fensterbogen zu ihr gesprochen. — Bilhild stieß einen Schrei des Entsetzens aus und hing sich um den Hals ihrer Mutter. Kunos Augen erglänzten vor Zorn und Mut. — Er hob die Rechte zum Himmel empor und rief:

„Ich schwöre, eher unterzugehen, als zuzugeben, daß diese Taube ein Raub des Geiers werde. Edle Frauen, vertrauet Gott und mir! Es zieht ein wunderbarer Faden durch die Begebenheiten der Menschen hin, und wer ihm zu entrinnen meint, verwickelt sich darin.“

Er bat sie hierauf, ihm einige vertraute Knechte zu geben. Mit diesen wollte er um Mitternacht an den See gehen und dort nachgraben an derselben Stelle, die ihm der tolle Fiedler bezeichnet hatte.

„Es ist unbedingt nötig,“ sagte er, „uns über das Schicksal Eures verschwundenen Gatten so viel Licht zu verschaffen, als wir können. Eine Spur führt hier auf die andere.“

Die Edelfrau überließ alles der Klugheit ihres Gastes, nur Bilhild machte einige Einwendungen gegen das Graben um Mitternacht. Sie meinte, es könne Gefahr dabei sein.

„Fräulein," versetzte Kuno, „erinnert Euch des Sprüchleins: Wer recht thut, der wandelt in Gottes Hut!"

Sie schlug die Augen etwas beschämt nieder, und ein glühendes Rot flog über ihre Wangen.

Die Anstalten wurden verabredet, und gegen die Mitternachtsstunde wanderte Kuno nebst zwei rüstigen Männern, die mit Grabschaufeln versehen waren, an den See. Der Mond leuchtete hell, und kein Lüftchen spielte in dem Geblätter der Bäume. Die zwei Knechte gaben sich alsbald an die Arbeit, und sie hatten kaum einige Schuhe tief gegraben, als sie auf Totengebeine stießen, zwischen denen ein altes Schwert lag. Kuno nahm das Schwert und hieß die Gebeine wieder mit Erde bedecken. Hierauf nahm er von den Männern einen Eid, daß sie von allem, was sie hier gesehen, niemanden etwas entdecken wollten, bis er sie dazu auffordern würde.

Kuno zweifelte keinen Augenblick, daß es die Überreste des Ritters von Schoneck seien, welche er gefunden. Das Schwert konnte vollends Aufschluß darüber geben, und die Edelfrau erblickte es kaum, als sie mit dem Schrei: „Herr Gott! sein Schwert!" besinnungslos zu Boden sank. Man brachte sie bald wieder zu sich, doch war sie sehr angegriffen nnd mußte zu Bette gebracht werden. Bilhildens Schmerz war nicht minder groß, als der ihrer Mutter, doch trug sie den Schlag mit größerer Fassung. Erst am zweiten Tage konnte Kuno mit der Edelfrau die Sache

besprechen und er eilte in den Garten, wo er die Frau von Schoneck und ihre Tochter in großer Unruhe fand. Er bat sie, die Auflösung des vielfach verschlungenen Knotens ihm ganz allein zu überlassen. Bilhild schaute ihn besorgt an, und in ihrem Auge war zu lesen, daß sie für sein Leben bange. Er fühlte dies in seinem Innersten und sagte freudig gerührt: „Der Mensch kann zwar für nichts stehen, doch hier ist schon Lichts genug, um keinen Mißtritt im Dunkeln zu thun.“

Er ging noch denselben Abend im Zwielicht an den See und nahm einen Knecht mit, ließ das Grab noch einmal öffnen, langte den eisernen Topf aus dem Gestrippe hervor, legte den Schädel des Ritters von Schoneck hinein und ließ den Topf durch den Knecht auf die Burg tragen, wo er ihn auf seinem Gemache verbarg. Des anderen Tages erhielt die Edelfrau von unbekannter Hand ein Brieflein, worin sie gewarnt wurde gegen einen argen Anschlag des Ritters von der Elsterburg. Sie geriet in große Angst und suchte bei Kuno Rat. Als sie eben miteinander in einem Fenster standen und im lebhaften Gespräche begriffen waren, sprengte der Ritter Jörg mit seinem Sohne Ulrich über die Zugbrücke. Der Edelfrau wurde das Blut zu Eis bei diesem Anblicke, und ihre Kniee wankten. Kuno hieß sie jedoch ruhig sein. Sie sollte die Ritter freundlich empfangen und sie mit ungewissen Worten hinzuhalten suchen.

Sie that sich Gewalt an und bewillkommte die unwillkommenen Gäste, welche übrigens wenige Umstände machten, und ohne weiteres die Hand der schönen Bilhild verlangten. Die Edelfrau wußte nicht, was sie hierauf antworten sollte; indem trat Kuno in's Gemach, und ihm folgte ein Diener mit dem eisernen Topfe, der mit einem schwarzen Tuche bedeckt war. „Edle Frau," hub er an, „und ihr ehrenfesten Rittersmänner, erlaubt mir einen kleinen Scherz, da heute doch ein Tag der Freude werden soll. Im Morgenlande, wo ich geboren bin, ist es Sitte, dem, der um ein Mägdlein wirbt, ein Rätsel aufzugeben, und so er es nicht lösen kann, so darf er erst nach vier Wochen wieder kommen, und seine Werbung zum zweitenmale vorbringen. Der gestrenge Junker Ulrich freit um die schöne Bilhild, und da möchte ich ihm auch ein Rätsel vorlegen. Wenn Ihr es erratet, so ist der Topf Euer mit allem, was darin ist."

Der alte Ritter brummte finster in den Bart, sein Sohn aber fing zu lachen an und meinte, einen kleinen Spaß könne man gleichwohl mitmachen. „Nun, so laßt Eure Weisheit hören, Herr Pilger," rief er gar selbstgefällig.

Mein Rätsel heißt:

„Was jaget neben dem Ritter wohl
Über Stein und Hecken wild und toll?"

„Sein Schatten, sein Schatten," schrie Ulrich, „der Topf ist mein." — Indem er auf den Tisch zuging, sich seines Gewinnstes zu bemächtigen,

klirrte die Thür auf und der närrische Fiedler trat herein, und fing zu spielen an. Der alte Ritter fluchte und warf ihm grimmige Blicke zu. Dieser ließ sich nicht irren und spielte fort in sanften, traurigen Tönen. Junker Ulrich nahm inzwischen das Tuch vom Topfe weg, fuhr aber mit einem Ausruf des Entsetzens zurück, als er hineinsah. Die Edelfrau erblaßte — der alte Ritter stürzte grimmig auf den Tisch zu und warf den Topf zur Erde, daß der Totenschädel bis an die Thüre kollerte.

„Kennt Ihr dieses Haupt?" rief Kuno mit schrecklicher Stimme den beiden Rittern zu. „Es ist das Haupt von Bilhildens Vater."

„Das lügst Du, Bube, schrie der Alte," und zog sein Schwert. Kuno warf im Augenblicke das Pilgergewand ab und stand da in reicher prächtiger Kleidung. Ritter Jörg und sein Sohn starrten ihn mit großen Augen an.

„Ich klage Euch des Mordes an und des Raubes," begann Kuno mit flammenden Blicken. Der Alte drang auf ihn ein — der Jüngling hob ihm den Totenschädel entgegen. — Ein Zagen überfiel die Ritter von der Elsterburg, — sie verließen das Gemach, — mit wütender Gebärde stürzte der Fiedler ihnen nach, zog ein Messer und durchstach den Alten, daß sein Blut die weite Treppenhalle bespritzte. Ulrich nahm die Flucht. Ein gewaltiger Tumult erhob sich auf der Burg. Die Edelfrau war in Ohnmacht gesunken, Kuno und Bilhild eilten, ihr beizuspringen. Aber unten

an der Treppe lag im Todeskampf Jörg von der Elsterburg, und neben ihm stand der Fiedler und spielte ihm ein schreckliches Sterbelied.

Junker Ulrich überließ seinen Vater der unsichtbaren Hand, die so furchtbar über ihm waltete, denn ihn selbst trieb ein böser Geist. Bleich und in gräßlicher Angst langte er auf der Elsterburg an, ließ die Brücke aufziehen, die Knechte unter Waffen treten, stellte Späher auf die Warten und verschloß sich hierauf in ein entlegenes Gemach. Seine Leute schüttelten die Köpfe und raunten sich allerlei bedenkliche Vermutungen ins Ohr. Die Nacht brach herein, Totenstille herrschte auf der Burg; der Junker hatte tiefe Stille geboten, weil jedes Geräusch ihn aufschreckte wie eine Mahnung vom Gericht des Unsichtbaren. Die Glocke verkündete Mitternacht, da plötzlich ließ sich der tolle Fiedler hören. Er spielte ein Begräbnislied und stimmte manchmal dazwischen ein gräßliches Gelächter an. Einige Knechte gingen hinaus und wollten ihm ein Leid zufügen, aber der Junker rief ihnen aus dem Fenster herab zu: „Laßt ihn, laßt ihn, Ihr wißt nicht, wer ihn sendet."

„Totenblaß und vom Fieberfrost geschüttelt, warf er das Fenster zu und eilte zum Burgkaplan und vertraute diesem das furchtbare Geheimnis seiner geängsteten Seele. Er hieß ihn hierauf nach Schoneck gehen, und der Kaplan that, wie ihm sein Herr befohlen. Noch ehe der Tag graute, machte er sich schon auf den Weg. Auf der Burg Schoneck war noch alles in großer

Verwirrung, als er dort ankam. Die Edelfrau ließ ihn gleich vor, und er gab Bericht von dem, was ihm aufgetragen war.

„Edle Frau," sagte er, „ich komme von einem armen, sündigen Menschen, der seine Rechnung mit dem Leben abschließen möchte. Allein Ihr habt dabei die Hauptstimme. Euer Eheherr, dem Gott eine fröhliche Urstätt verleihen möge, hatte am See einen Schatz vergraben. Der alte Ritter von der Elsterburg merkte etwas von dem Geheimnis und lauerte auf die Schritte und Tritte des Ritters von Schoneck, der manchmal an den Ort ging, wo das unglückliche Gold lag und sich dort ohne Zweifel umsah, ob auch noch alles rein sei. Der Ritter Jörg, als er dies bemerkte, nahm seinen Sohn und einen Knecht und ging vor Tagesanbruch hinaus an die Stelle; sie gruben und fanden einen eisernen Topf mit Gold gefüllt. Wohl mochte ihnen das Herz darob lachen, allein die Lust nach fremdem Gute sollte ihnen zum schrecklichen Verderben gereichen. Im Augenblicke, da sie den Topf in Sicherheit bringen wollten, führte das Schicksal Euren seligen Eheherrn, den Ritter von Schoneck daher. Es kam schnell von Worten zur That. Der alte Ritter und sein Sohn warfen Euren Eheherrn in den See, wo er ertrank. Nachts darauf zogen sie den Leichnam, der im Schilfe lag, heraus und begruben ihn. Der Knecht, der dies mit ansah, wurde von der Stunde an wahnsinnig aus Entsetzen. Dies ist der tolle Fiedler, den Ihr kennt."

Die Edelfrau hatte kaum Kraft genug gehabt, das Ende der Erzählung anzuhören. Ihre Lebensgeister entflohen und sie sank ohnmächtig zu Boden. Auf das Geschrei des Geistlichen eilten Kuno und Bilhild herzu; man brachte sie bald wieder zu sich, und nach einer Viertelstunde hatte sie wieder Fassung genug, den Antrag des Kaplans zu vernehmen.

„Den Vater hat Gott gerichtet," sagte dieser, „der Sohn aber will freiwillig büßen und der Welt entsagen. Sein Vorsatz ist, nach Rom zu pilgern und dort in ein Kloster zu gehen. Doch sagte er, sein Leben sei Euch verfallen, und so Ihr es wolltet, so müsse er sein Haupt auf das Blutgerüst tragen."

„Möge Gott sich meiner erbarmen, wie ich mich des Unglücklichen erbarme!" rief die Edelfrau. „Sagt ihm, daß er hinziehe und büße und auf den hoffe, der zu strafen und zu verzeihen weiß."

Kuno und Bilhild wußten den Sinn dieser Rede nicht ganz zu deuten; sie sahen die Mutter fragend an.

„Ihr sollt alles erfahren," sagte die Edelfrau, „und zwar jetzt in dieser Stunde, denn in mich ist eine Kraft gekommen und eine Ergebung, wie von oben."

Nachdem der Kaplan sich entfernt hatte, erzählte sie ihnen den ganzen Vorgang und machte ihnen zugleich ihren Entschluß kund, auf der Stelle, wo ihr Gatte ermordet worden, ein Kirchlein und

eine Klause zu bauen und daselbst ihr Leben zuzubringen.

Diesem Vorsatze blieb sie treu. Als das Kirchlein und die Zelle gebaut waren, legte sie Kunos Hand in die Hand ihrer Tochter, und der Tag, an welchem beide den Priestersegen empfingen, war der letzte, den sie auf Schoneck zubrachte. Sie bezog die Klause und entschlief dort nach wenigen Jahren in den Armen ihrer Kinder.

Wie der Zundel-Frieder und sein Bruder dem roten Dieter abermals einen Streich spielen.

Als der Zundel-Heiner und Zundel-Frieder wieder aus dem Turm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: „Bruder, wir wollen doch den roten Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herrn Vater auf der Herberge.“ — „Wir wollen ihm einen Streich spielen,“ sagte der Frieder zum Heiner, „ob er's merkt, daß wir es sind.“ Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Roter Dieter, seid heute Nacht auf der Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will Eurer Frau das Leintuch unterm Leibe wegholen, und Ihr sollt es nicht hindern können.“ Der Dieter sagte: „Da sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine

wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollte ich glauben, sie seien's."

In der Nacht schlichen die Schelmen heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rote Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmann vor sich her, der aussah, wie ein Mensch. Als inwendig der rote Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, „denn das sind die besten Pistolen," sagte er zu seiner Frau, „sie sind immer geladen;" und als er den Kopf des Strohmannes heraufwackeln sah, und meinte, der sei es, riß er schnell das Fenster auf, und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem Pfosten, vor der Hausthür. Als aber der rote Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal still, sagte er: „Frau, es ist mir, die Sache sei nicht gut, ich will doch hinunter gehen und schauen, wie es aussieht. Indem er zur Hausthür hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder des roten Dieters Stimme an, und es ist wieder eben so wahr. „Frau," sagte er mit ängstlicher Stimme, „der

Kerl ist maustot, und denk' nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gieb mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald, und will ihn dort einscharren, sonst geht's zu bösen Häusern." Die Frau erschrickt, richtet sich auf und giebt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh." Als aber die Frau ihn fragte: „wo hast Du denn das Leintuch?" und lag auf dem bloßen Spreuersack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf und sagte: „O Ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer."

Aber auf dem Heimwege sagte der Frieder zum Heiner: „Aber jetzt, Bruder, wollen wir's bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte." Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: „Ich geb's noch nicht auf."

Der tote Zeuge.

„Warum rufst Du mich herauf aus meinem Grabe?
„Auf daß Du Zeugnis gebest von einer dunkeln That."

Es war im 7. Jahrhundert als der fromme Fridolin aus Schottland zum Oberrhein kam,

um das Christentum auszubreiten. Da, wo heute Säckingen steht, baute er ein Kirchlein und ein Kloster, welches später ein adliges Frauenstift und anfangs dieses Jahrhunderts aufgehoben wurde. Eines Tages erschienen vor ihm Ritter Urso und sein Bruder Landolf. Urso begehrte in das Kloster aufgenommen zu sein, um den Rest seines Lebens in ungestörten Bußübungen verbringen zu können. Sein frommer Wunsch ward erfüllt, und er schenkte, mit ausdrücklicher Einwilligung seines Bruders, dem Kloster seine reichen Güter. Nach einigen Jahren starb Urso. Als nun Fridolin die geschenkten Güter für die Kirche in Besitz nehmen wollte, verwehrte dies Landolf mit Gewalt und setzte sich selbst zum Erben seines Bruders ein. Kühnen Mutes trat Fridolin vor den eigenmächtigen Ritter und sprach: „Gebt Gott, was Gottes ist. Das geraubte Gut bringt Euch und Euren Kindern nimmer Segen." Der rohe Landolf lachte aber dem frommen Seelenhirten in das Angesicht und sagte: „Stelle meinen Bruder als Zeugen, so will ich die Güter herausgeben."

Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache und auf die Hilfe Gottes, ging Fridolin zum Grabe Ursos. Er kniete nieder und betete lange und brünstig, dann erhob er sich, schlug dreimal mit seinem Hirtenstab an Ursos Grab und sprach: „Urso, Dein Bruder Landolf hat Dich als Zeugen vor Gericht geladen. Erscheine zur rechten Stunde und wende die Schmach von

Deinem und meinem Namen und verhelfe der Kirche zu ihrem Recht."

Nach einigen Tagen saß der Gaugraf mit den Schöffen zu Gericht. Fridolin erschien als Kläger vor seinem Stuhle und forderte die Güter Urso's. Ritter Landolf aber sprach: „Mein Bruder Urso hat seine Güter nicht an das Kloster verschenkt, hätte er es gethan, so würde unzweifelhaft ein schriftlicher Schenkungsvertrag angefertigt worden sein. Ein solcher Vertrag liegt aber nicht vor, deshalb nahm ich als der rechtmäßige Erbe die Güter an mich, und ich werde sie so lange behalten, bis Vater Fridolin meinen Bruder Urso als Zeugen für seine Behauptung stellt, anders glaube ich ihm nicht."

Da sprang die verschlossene Thür auf, wie von Geisterhänden geöffnet, und herein schritt Urso, der verstorbene Ritter, im Totenkleid, bleichen und ernsten Angesichts. Alle Anwesende durchlief ein Zittern und ein Grauen. Der Zeuge aus der andern Welt aber sprach ernst zu Landolf: „Ein Wehe über Dich, ungerechter Bruder, der Du die Ruhe meines Grabes störst und Gott nicht giebst, was Gottes ist. Mit Deiner Einwilligung habe ich dem Kloster meine sämtlichen Güter geschenkt. Fürchte Gottes Zorn und liefre die Güter unverweilt aus."

Landolf war auf seine Kniee gesunken, er hob die Hände flehend auf und rief: „Gott sei mir Sünder gnädig! Ich will zur Sühne meines Frevels alle meine Güter der Kirche schenken und

als Büßender in Fridolins Kloster, in derselben Zelle mein Leben beschließen, wo Du, mein Bruder, dies auch gethan hast."

Da belebten sich die Augen des Verstorbenen, und, mit einem Blick voll Friede und Seligkeit auf den reuigen Bruder, entschwand er.

Fridolin nahm zur Stunde den Ritter Landolf unter die Brüder seines Klosters auf. Er erreichte ein hohes Alter und ging in der Zelle seines Bruders Urso zum ewigen Frieden ein.

Allen Freunden der **Stenografie** werden die nachstehenden im Verlage von **Alfred Silbermann** in **Essen** erschienenen Lehrbücher: **System Velten,** angelegentlichst empfohlen:

Stenografische Unterrichtsbriefe . . . . . M. 3.—.

Deutsche Schul-Stenografie. Vollständiges für den Schul- und Selbstunterricht bearbeitetes und mit 22 autografierten Tafeln ausgestattetes Lehrbuch. Dritte Auflage . „ 1.60.

Schlüssel zu diesem Lehrbuch . . . . . „ 1.—.

Deutsche Parlamentsstenografie . . . . . „ 2.—.

Der deutsche Stenograf. Organ des deutschen Stenografen-Bundes. Erscheint jährlich in 12 Nummern. Preis des Jahrganges „ 3.—.

W. Veltens neues Stenografie-System ist: einzeilig, geläufig, zuverlässig u. leicht lesbar!

Dasselbe verdient die größte Beachtung und Verbreitung.

Einige Urteile der Presse:

Freie deutsche Schulzeitung. „Der neueste Versuch einer einzeiligen Stenografie stammt aus der Feder des in der stenografischen Welt als Theoretiker und Praktiker wohlbekannten und bestrenommierten Lehrers W. Velten in Essen, der die Aufgabe, die Stolze'sche Stenografie einzeilig zu machen, in geistreicher Weise gelöst hat. Seine Stenografie ist nicht nur einzeilig, sondern auch durchaus zuverlässig, leicht lesbar und mindestens 5mal so kurz als die Kurrentschrift. Dabei macht ihr Erlernen gar keine Schwierigkeit. Schüler der Gymnasial-Quarta lernen das ganze System in 14 Stunden und erlangen in dieser Zeit die schönste stenogr. Handschrift. Kein Wunder, daß sich deshalb dieses System so schnell durch ganz Deutschland verbreitet hat."

Hessische Schulzeitung. „Diese verhängnisvolle Dreizeiligkeit zu entfernen, die Stolze'sche Schrift in ihrer ganzen Schönheit und Vollkommenheit auf eine einzige Linie zu stellen, das ist das Bestreben des Verfassers gewesen, und wir müssen bekennen, daß ihm dies außerordentlich gut gelungen ist. Die wesentlichen Vorzüge der Velten'schen Stenografie bestehen darin, daß sie einzeilig, geläufig, zuverlässig und leicht lesbar ist. Wenn man bei alledem bedenkt, daß ein Sextaner diese Schrift in wenigen Wochen erlernen kann, so müssen wir gestehen, daß die Velten'sche Schrift allen Anforderungen an eine gute und leistungsfähige Stenografie entspricht.

Im Verlage von **Alfred Silbermann** in **Essen** sind ferner folgende beachtenswerte Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Büscher, Karl. Philosophie für Jedermann M. —.50.

Ernst, Friedrich. Humanität, Christentum und Schule . . . . . „ —.75.

Hoffmann, Gustav. Der einzige Ausweg aus dem Labyrinthe des Kulturkampfes . „ —.50.

Kaiser. Hilfsbüchlein zu Ploetz, franz. Elementarbuch . . . . . „ —.50.

Kinne und Trog, Zeitfragen. I. Der Streik zu Schlotheim. Geheftet . . . . . „ —.40.

Kinne. Kaiserlied, Volksmelodie mit Klavierbegleitung . . . . . „ —.50.

Meddigen, Dr. F. H. Otto. Die patriotische Dichtung von 1870/71 unter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Lyrik des Auslandes. Eine literar-historische Studie. Zweite Ausgabe. Eleg. geheftet. „ 1.50.

— Die nationale Reform unserer höheren Lehranstalten. Elegant ausgestattet . . „ 1.50.

— Studien und Erinnerungen . . . . . „ 2.—.

— Über die Notwendigkeit einer Professur für neuere Litteratur an den deutschen Hochschulen . . . . . „ —.80.

— Zur Würdigung der Sedanfeier und des verflossenen Jahrzehnts. 1.—3. Abdruck. Geheftet . . . . . „ —.20.

— Schwertlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzuge von 1870/71. Eleg. ausgestattet und geheftet . . . . . „ 1.—.

Winterfeld A. Der erste weibliche Kommis im Buchhandel . . . . . „ 1.40.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rheinlands Wunderhorn

Bd.: 2.

(1882)

P.o.germ. 1491 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11673252-9